

Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deiben-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Bankbes.-Konto: Hannover 22 739

Amthliches Organ für den Kreis Ahaus.

54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Denling, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtparisse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Stadt Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreis: das 10spaltige Millimeter für die Zenozeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Denling, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Nummer 13

Sonntag, den 14. Januar 1934

Jahrgang 1934

Vertrauensvotum für Chautemps.

Mit 376 gegen 205 Stimmen

× Paris, 13. Januar.

Die gestrige Kammerführung dauerte bis nachts 12,30 Uhr. Die Aussprache über den Fall Stavisky endete mit dem Siege der Regierung. Ministerpräsident Chautemps stellte zunächst zu dem von Tardieu unterstützten Antrag des Abgeordneten Barnagaud auf Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses zum Fall Stavisky die Vertrauensfrage gegen diesen Antrag. Die Regierung blieb mit 360 gegen 229 Stimmen siegreich.

Anschließend wurde über die von Herriot im Namen seiner Fraktion eingebrachte Vertrauensentscheidung für die Regierung in zwei Teilen abgestimmt. Zu dem entscheidenden Teil, der der Regierung ausdrücklich das Vertrauen ausspricht, stellte Ministerpräsident Chautemps wieder die Vertrauensfrage. Das Ergebnis lautete 376 gegen 205 Stimmen.

Zum Schluß der Kammerführung wurde über die Aufhebung der Immunität des Abgeordneten Pennaure abgestimmt. Dem Antrag wurde von der Kammer stattgegeben.

Im Verlauf der Debatte wurde es lebhaft bei der Rede Tardieus. Als er ausführte, daß unter seiner Regierung gegen die Betrüger härter vorgegangen sei, das Bonaparte-Verfahren sei unter einem Ministerpräsidenten Tardieu durchgeführt worden, wurden Zwischenrufe laut, weil der Innenminister des Kabinetts Tardieu seinerzeit eine Genehmigung für Stavisky unterzeichnet hatte, die es ihm erlaubte, wieder die Spielkette zu betreten. Tardieu parierte diesen Gegenruf mit der Bemerkung, diese Glücksspielergenehmigung habe die Sparte nicht 500 Millionen Franken gekostet.

Der sozialistische Abgeordnete Ernest Laffont unterbrach Tardieu und sprach seine Entrüstung darüber aus, daß gerade Tardieu der Kammer moralische Lehren erteilen wolle. Laffont zählte eine Reihe von Geschäftsbeteiligungen auf, die man Tardieu in der Vergangenheit vorwarf und erklärte, von Tardieu fortwährend unterbrochen: Als der Versailler Vertrag vorbereitet wurde, habe Tardieu sich wohl gedacht, daß ein diplomatisches Werkzeug zum Geschäftsmachen werden könnte und werden müßte. Tardieu antwortete darauf, bei den Friedensverhandlungen sei Frankreich von Henry Simon vertreten worden, der alle Behauptungen widerlegt habe. Der Engländer, der diese Campagne hervorgerufen habe, sei verurteilt worden, weil er mit den Feinden in Verbindung gestanden habe. Sein französischer Mitarbeiter sei während des Krieges verhaftet worden und habe schließlich Selbstmord begangen.

Der sozialistische Abgeordnete Marquet verlangte unter Berufung auf die politische Wendung der Debatte im Namen der Demokratie die Herstellung der Ordnung. Er und seine Freunde wollten überhaupt keinen Untersuchungsausschuß, sondern eine starke Regierung, zu der sie Vertrauen haben könnten und die dem Lande wieder Vertrauen einflöße.

Darauf befragte Ministerpräsident Chautemps wiederum die Rednertribüne und brandmarkte die Verleumder. Sie müßten angehalten werden, sofort den Wahrheitsbeweis ihrer Behauptungen anzutreten. Er habe in einer Zeitung, die „Liberté“ — eine festschriebene Artikelübersicht bemerkt, die behauptete, die Regierung bereite ein Attentat gegen die Pressefreiheit vor. Er betrachte Männer, die fähig seien, Unschuldige mit Schmutz zu bewerfen, nicht als Journalisten. Darauf erhob der Direktor der Zeitung „Liberté“ Abgeordneter Desiré Ferry, Einspruch, wurde aber von Ministerpräsident Chautemps direkt aufgefordert, die Artikel des früheren Mitarbeiters der „Liberté“, des in den Stavisky-Standal verwickelten Raymond, zu decken oder einzugehen, daß er hinter das Licht geführt worden sei.

Ferry begnügte sich mit einer ausweichenden Antwort und mit dem Hinweis darauf, daß Amard nicht mehr an der „Liberté“ mitarbeite, seitdem bekannt geworden sei, daß er in die Stavisky-Angelegenheit verwickelt sei. Ministerpräsident Chautemps sprach sich alsdann gegen die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses aus. Sehr ehrenhafte Leute aller möglichen Parteifarben seien irgend eines Tages mit Stavisky zusammengetroffen und würden, wenn sie nun von einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß deshalb verurteilt würden, vor der öffentlichen Meinung als Schuldige gelten.

Herriot erklärte, ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß würde nur die Folge haben, daß man Erpressern Reklametitel zur Verfügung stelle, er sei für die Pressefreiheit, aber es sei unmöglich, Erpresserhandwerk zu dulden.



Frau Stavisky.

früher Mannequin in einer großen Pariser Firma, ist eine bekannte Schönheit der leichtlebigen Welt, in der ihr Mann mit erfindungsreichem Geld eine so ein jähes Ende genommene Rolle gespielt hat. Aus der Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen.

Franklin-Bouillon sprach sich dagegen für die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses aus und zog die Zeitung „Volonté“ in die Debatte, deren Direktor Dubarry bekanntlich im Zusammenhang mit der Stavisky-Affäre verhaftet worden sei. Franklin-Bouillon bezeichnete Dubarry als Erpresser, der bei den Ministern der Linksparteien ein- und ausgegangen sei. Dieser Erpresser habe nur von Geheimfonds gelebt und außerdem Geld von ausländischen Botschaftern erhalten, und das habe man gewußt.

Schließlich ergriff Ministerpräsident Chautemps nochmals das Wort und erklärte, er könne zwar von der

Stellung der Vertrauensfrage gegen den Antrag auf Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses absehen, aber er wolle sie aus moralischen Gründen und aus Verantwortungsbewußtsein doch einlegen. Hierauf erfolgten die oben bereits gemeldeten Abstimmungen.

Lebensversicherung Staviskys in Höhe von 3 Millionen.

MN Paris, 12. Januar.

Wie die Untersuchung des Falles Stavisky des weiteren ergeben hat, soll Stavisky vor drei Jahren bei einer englischen Versicherungs-gesellschaft eine Lebensversicherung zu Gunsten seiner Frau in Höhe von 3 Millionen ab-

geschlossen haben. Nach der in solchen Verträgen üblichen Klausel soll die Versicherungssumme auch im Falle von Selbstmord fällig werden.

Frau Stavisky im Verhör.

MN Paris, 13. Januar.

Die Ehefrau des Hochstaplers Stavisky wurde gestern einem vierstündigen polizeilichen Verhör unterworfen. „Echo de Paris“ gibt das Gerücht wieder, daß Frau Stavisky eingehende Angaben über den Kreis der Freunde und Bekannten ihres Mannes gemacht habe. Mehrere Politiker und Finanzleute, deren Namen bisher nicht genannt wurden, seien durch diese Aussagen belastet worden.

Was bedeutet das Gerede über den Krieg?

Wer sind die Männer der Gefahr?

Von

Discount Snowden.

Durch Vermittlung eines ausländischen Büros geht uns der nachfolgende Artikel des bekannten englischen Politikers und Staatsmanns zu. Discount Snowden gehörte bekanntlich früher zur englischen Arbeiterpartei. Mit MacDonald zusammen hat er sich von ihr getrennt. Die Ausführungen Snowdens, die wir unter den von ihm gewählten Überschriften wiedergeben, verraten einen hohen Sinn für Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Wirklichkeit.

Die Schriftleitung.

Das neue Jahr wurde mit einem verheißungsvollen Ausblick eröffnet, soweit es um die Umstände des wirtschaftlichen Geschehens geht. Die Welt zeigt Zeichen einer solchen Erholung von einer langwierigen Depression, und wenn nicht internationale politische Störungen eintreten, können wir begründet annehmen, daß die Besserung anhalten wird. Aber der Frieden ist eine wesentliche Voraussetzung dieser wirtschaftlichen Prosperität. Der Krieg war für den wirtschaftlichen Niedergang verantwortlich, und das Eingehen von zwei Dritteln des Welthandels ist ebenso eine Folge der Kosten des Krieges, wie die finanzielle Verschuldung und die unerträgliche Besteuerung. Nicht nur der gegenwärtige Frieden ist für die Erholung des Geschäftslebens erforderlich, sondern auch das Gefühl der Sicherheit, daß ein Krieg nicht kommen dürfte. Die Nationen müssen die Bewegungsfreiheit und Bewegungsfreiheit zurückgewinnen, um ihre Energien der wirtschaftlichen Betätigung zu widmen, ohne Beängstigung und ohne an den Krieg denken zu müssen. Unglücklicherweise ist von diesem Gesichtspunkte aus die internationale Situation weit entfernt davon, beruhigend zu wirken. In den letzten zwei Jahren ist die internationale Lage immer schlechter geworden. Drei Dinge sind geschehen, die einer der Vervollständigung der nationalen Sicherheit gewidmeten kollektiven Friedenspolitik schweren Schaden zugefügt haben.

Die Abrüstungskonferenz, welche vor zwei Jahren eröffnet wurde, hat Millionen Menschen in den Hoffnungen auf die Möglichkeit eines Friedens

enttäuscht. Sie hat tiefgehende Gegenjähre aufgezogen, die für den Augenblick unlösbar erscheinen. Es hat sich gezeigt, daß die verschiedenen Räte, Abkommen und Verträge für das Gefühl größerer Sicherheit bei den Nationen nichts getan haben.

Der zweite Vorfall des letzten Jahres, der den Tendenzen einer internationalen Kooperation zum Schutze des Friedens Schaden zugefügt hat, war die Haltung, die Japan gegenüber der Autorität des Völkerbundes eingenommen hat, die Ablehnung der Erfüllung seiner in verschiedenen Pakt und Abkommen übernommenen Verpflichtung. Das war die erste Probe auf die Durchführbarkeit und Nützlichkeit der Tätigkeit der Liga der Nationen. Die Unfähigkeit der Liga der Nationen, ihre Macht gegen die offensichtliche Verletzung des Abkommens geltend zu machen, hat das Vertrauen der Nationen zur Liga erschüttert und das Gefühl erweckt, daß der Schutz, den ein Abkommen gegen einen unprovokierten Angriff durch eine starke Macht bieten soll, unzulänglich ist. Das Vertrauen kann nicht auf einen Fehler in der Struktur der Liga der Nationen zurückgeführt werden, wohl aber auf die Haltung der großen europäischen Mächte, die es ablehnten, ihren Verpflichtungen nachzukommen und die Sanktionen anzuwenden, die die Abkommen vorsehen.

Eine befriedigende Veränderung in den internationalen Beziehungen hat sich im letzten Jahre in einem Erfolg der russischen Diplomatie gezeigt. Rußland ist weiterhin keine Gefahr des Weltfriedens. Die russische Diplomatie hat den Glauben an die Weltrevolution aufgegeben. Rußland hat sich vernünftigerweise entschlossen, sich der inneren Entwicklung zu widmen, wozu es Frieden braucht. Diese friedliche Richtung der russischen Politik ist gefährdet durch die Unersättlichkeit des japanischen Imperialismus.

Es ist schwer zu glauben, daß Japan einen großen Krieg wagen könnte, um territoriale Erweiterungen in Sibrien zu machen. Japan hat durch solchen Krieg alles zu verlieren. Seine Finanzen sind in verzweifelter Lage, und es braucht alle seine Energien, um den Kampf, in dem es sich zur Erwerbung von Welt handelspositionen eingelassen hat, durchzuführen. Aber Militarismus und Imperialismus können durch Vernunft nicht gut kontrolliert werden und haben keinen Blick für Konsequenzen.

Ein drittes Moment, das scharf hervortritt, ist die nationalsozialistische Revolution in Deutschland. Die Lage in Deutschland ist ein beherrschender Faktor für die Vorgänge in Europa. Das Streben zum Frieden in Europa wird Bestand

haben, solange Frankreich und Deutschland ihre Gegenjähre ausgleichen können und als gute Nachbarn nebeneinander leben. Das Phänomen des Aufstieges Hitlers zur Macht ist erklärt durch jene Bedingungen, die Deutschland durch den Friedensvertrag von Versailles auferlegt worden sind. Dieser großen Nation mit ihren sechzig Millionen intelligenten, kultivierten und industrieller Bewohner wurden von den Großmächten die Rechte eines souveränen Staates verweigert. Deutschland hat diese Erniedrigung fünfzehn Jahre lang erduldet. Schließlich wurde dieses Unrecht unerträglich, und die vereinigte Nation forderte die Gleichstellung mit den Nachbarn. Die Rechtmäßigkeit dieses Anspruchs steht außer Zweifel. Der europäischen Staatsmännlichkeit Klugheit ist es überlassen, dieses Problem zu lösen. Es gibt drei Wege dafür:

Entweder die übrigen Mächte rüsten soweit ab, als sich das Deutschland gewährende Maximum der Rüstung erstreckt. Oder die Mächte reduzieren ihre Rüstungen und gestalten Deutschland eine Aufrüstung bis zur gleichen Grenze. Schließlich besteht die Möglichkeit, daß die übrigen Mächte ihre gegenwärtigen Rüstungen behalten und Deutschland auch unbegrenzte Aufrüstung gestatten. Letzteres wäre Wahnsinn und würde nicht nur die Befriedigung aller auf die Abrüstung gerichteten Bestrebungen bedeuten, sondern würde zu einem Wettlaufen führen, das die internationale Unsicherheit intensiver gestalten müßte und den Staaten unerträgliche finanzielle Lasten auferlegen würde. Der beste Weg wäre der an erster Stelle erwähnte. Er ist auch der praktischste, aber es ist ein Weg, den einzelne Mächte nicht gern akzeptieren würden.

Es bleibt also die an zweiter Stelle erwähnte Möglichkeit, die im Prinzip von den Mächten akzeptiert worden ist, aber gleichzeitig mit Bedingungen umgeben, die Deutschland nicht annehmen wird.

Das Problem ist ganz einfach. Die Abrüstungskonferenz kam im verflochtenen Oktober fast zu einem Abkommen. Da beharrte Frankreich auf Bedingungen, die Deutschland von der Konferenz abdrängten und die Liga, Großbritannien und Amerika beruhigend, dem französischen Standpunkt näherbrachte. Wenn die Großmächte den deutschen Anspruch nicht erfüllen wollen, werden die Deutschen aufrüsten, ohne Rücksicht auf die Mächte. Deutschland will nicht den Krieg, wenn es seine Gravamina auf friedlichem Wege beseitigen kann. Seit Hitler seine gegenwärtige Position eingenommen hat, zeigt er Zeichen großen Verantwortungsbewußtseins und staatsmännischer Begabung. Er will vor allem die Möglichkeit, seine sozialen Ideen zu entwickeln. Aber er kann die Triebkräfte nicht übersehen, die ihn zur Macht emporgeführt haben.

Ein friedliches Abkommen über das deutsche Problem mit England wäre von großer Bedeutung. Ein Verfall, der zum Kriege führt, würde England in einen Konflikt mit seinen Absichten verwickeln. Denn das wäre ein Krieg, in dem als Angreifer jene Mächte erscheinen würden, die es ablehnten, jene Ungerechtigkeit gutzumachen, die sie zugelassen hatten. England braucht eine endgültige Politik und eine mutige Führung. Es hat sie heute nicht. Wenn Sir John Simon statt nach Rom und Paris zu gehen, um herauszufinden, was Italien und Frankreich ihn zu tun heißen, nach Berlin ginge und dort erfähre, was Hitler annehmen will, so wäre das eine Aussicht auf eine befriedigende Lösung des deutschen Problems. Die gefährlichen Männer Europas sind die Staatsmänner der Großmächte. Durch ihre verfehlende Taktik laufen sie Gefahr, daß das Problem über die Macht der Diplomatie hinauswächst.

Der italienische Luftmarschall Balbo ist zum Ehrenmitglied des Aero Clubs von Deutschland ernannt worden.

Die Plettenberger Katastrophe.



Die Trümmer des infolge einer Gasexplosion in sich zusammengebrochenen Hauses.

Unblichkeit der Hauptleitung der Ruhrgas-A.G., Essen, hat, wie wir gemeldet haben, in der sauerländischen Stadt Plettenberg zu einem Explosionsunglück geführt, dem vier Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Die Unblichkeit ist inzwischen beseitigt worden, jedoch in den Morgenstunden des 13. Januar die Gastlieferung nach dem Siegerland wieder aufgenommen werden konnte.

Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit.

Grundfällige Ausführungen
Dr. Peys.

DNB Berlin, 13. Januar.

Der Führer der Deutschen Arbeitsfront und Stabsleiter der NSD, Dr. Robert Ley, veröffentlicht im nationalsozialistischen „Zeitungsdienst“ eine grundsätzliche Stellungnahme zu dem neuen Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit. Nach einem Rückblick auf die Arbeitsgesetzgebung der letzten 13 Jahre schreibt der Führer der Deutschen Arbeitsfront u. a.:

Mit der Annahme des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit ist ein höchstes Ziel für die nationalsozialistische Revolution gegeben: Es ist in der Abkehr vom Alten und in der Aufrichtung neuer Richtlinien und Zielpunkte derartiger Umwälzung wie kaum ein anderes Gesetz im ersten Jahre der nationalsozialistischen Macht. Das Gesetz geht von drei grundlegenden Erkenntnissen aus.

Erstens: Führertum und Verantwortung gehören zusammen.

Zweitens: Gesellschaft und Führer, Volk und Vererber sind auf Gesetz und Vererbung verbunden.

Und drittens: Alle Abmachungen, Verträge und Anordnungen haben nur dann einen Sinn, wenn sie im Geiste der Aufrichtigkeit und der Ehrlichkeit abgeschlossen sind.

Erstens Führertum und Verantwortung: Wir wollen in den Betrieben wiederum, daß der Unternehmer zum wahren Wirtschaftsführer wird, daß er nicht allein sein Wert, sein Geschäft nach kaufmännischen Grundsätzen lauter leitet und führt, sondern darüber hinaus wollen wir, daß er tatsächlich in allen Dingen der Führer seiner Gefolgschaft sei. Die Kompanie ist immer so, wie der Hauptmann ist. Ist der Hauptmann feige und faul, dann ist auch die Kompanie feige und faul. So auch hier.

Wir wünschen und wollen, daß der Unternehmer in allen Dingen richtunggebend, vorbildlich und führend der Belegschaft vorangeht.

Dafür trägt er an der Gemeinschaft des Volkes die Verantwortung. Das ist im Gesetz klar und eindeutig verankert. Er wird sich nicht mehr entscheiden können, daß ihm irgendwelche Arbeitgeberverbände in den Arm gefallen sind. Er wird sich nicht hinter Verträge verstecken können. Wenn gerade aus Arbeitgeberverbänden großer Widerstand gegen die Annahme dieses Gesetzes kam, so nur deshalb, weil die Herren Angst vor dem Wasser hatten. Sie wollten nicht mehr hineinspringen und schwimmen. Das frühere System der Räteparteien und Unzufriedenheit war ihnen so außerordentlich bequem.

Zweitens: Unternehmer und Belegschaft gehören zusammen. Sie bilden eine Schicksalsgemeinschaft. So ist denn alles getan worden und wird in den Ausführungsbestimmungen, in Tarif- und Sozialordnungen noch besonders zum Ausdruck kommen.

Das die Arbeitskraft des Menschen nicht eine käufliche Ware ist, sondern die Arbeit, die Wirtschaft eine Mission im Volke ist, ein sittlicher Wert im Volke und daß eben die Wirtschaft, die Fabrik, das Werk, über den bürgerlichen Eigentumsbegriff hinaus der Gemeinschaft unseres Volkes gehört und dieser Gemeinschaft zu dienen hat.

Die Maschine, der Arbeitsplatz gehört dem Arbeiter, der daran schafft, genau so wie dem Unternehmer, der einen bürgerlichen Rechtstitel darauf hat.

Drittens: Hier steht allerdings dann der Staat und damit die nationalsozialistische Gemeinschaft neue Wertmesser vor, die Anständigkeit und Ehrbarkeit. Die Menschen werden nicht gemessen nach Paragraphen, Verträgen, Verordnungen und Verfügungen, nicht danach, ob sie dieses oder jenes Gesetz übertreten haben und sich damit mit dem bürgerlichen Gesetz in Konflikt setzen, sondern

das neue Gesetz setzt Ehrengerichte ein, die von den Menschen, die in der Wirtschaft selbst stehen, besetzt sind und deren Ehrenrichter allein von der nationalsozialistischen Gemeinschaft der Anständigkeit und der Ehrenhaftigkeit besetzt sind.

Ob jemand gerade noch die Grenzen der Gesetze beachtet hat und nach früheren Begriffen straffrei ausgehen würde, ist für die Männer belanglos. Sie urteilen nicht nach der feineingefügten Tat, sondern sie urteilen allein nach der Gesinnung, aus der heraus die Tat geschah. Damit steht dieses Gesetz über die Ordnung der nationalen Arbeit auf dem Boden der deutschen Rechtsprechung, die bisher noch nicht geöffnet waren. Gewiß, wir wissen, daß damit noch lange nicht die Wirtschaft geordnet ist. Daß es noch länger und mühsamer Arbeit bedarf, ehe wir all das Unrecht, das eine schamlose Vergewaltigung an den schaffenden Menschen verbrochen hat, wieder gutgemacht haben. Wir wissen, daß es noch einer ungeheuren Arbeit bedarf, um jenes Idealgebäude wirtschaftlicher und sozialer Ordnung aufzurichten, das der Nationalsozialismus will. Jedoch wissen wir auch,

daß wir mit diesem Gesetz richtunggebend vorangehen sind, vollkommen neue Wege gehen, uns völlig abheben von den marxistischen Methoden der Vergangenheit, aber auch weiter hinausgehen über das korporative System Italiens.

In weiser Vorsicht haben wir das Gesetz elastisch gehalten, damit auf diesem neuen Gebiet nicht schon jetzt starre Formen erwachsen, damit wir genügend Gelegenheit haben, die Entwicklung zu beobachten, auftretende Fehler auszumerken, neue Erkenntnisse einzubauen. In langen schweren Verhandlungen haben wir dieses Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit geschaffen. In unermüdlicher Tätigkeit werden wir in der Partei, in der Deutschen Arbeitsfront, in dem Werk „Kraft durch Freude“ Menschen dafür formen. Dieses Gesetz soll diesen Menschen, dem Nationalsozialismus, ein Instrument sein, den unanständigen Zeitgenossen mit unerbittlicher Schärfe zu treffen und den anständigen Menschen Möglichkeit zur Gemeinschaft und zum Leben geben und damit den nationalsozialistischen Grundsätzen „Gemeinnutz vor Eigennutz“ und „Dem Verdienst die Krone“ zum Durchbruch zu verhelfen.

Ein Telegramm Dr. Peys an den Führer.

DNB Berlin, 12. Januar.

Der Führer der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Robert Ley, hat, wie der nationalsozialistische „Zeitungsdienst“ meldet, folgendes Telegramm an den Reichsführer geschickt:

„Mein Führer! Das in der Deutschen Arbeitsfront organisierte deutsche Volk dankt Ihnen von ganzem Herzen für das großartige Werk, das mit der Annahme des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit verwirklicht worden ist. Wir sehen darin den Durchbruch des Gedankens der sozialen Ehre und sind stolz darauf, daß Deutschland als erstes Volk in der Welt diesen nationalsozialistischen Begriff in die Tat umgesetzt hat. Sieg-Heil!“

Geschichte der Telegrafie darstellt. Der Rundfunk entwickelte sich weiterhin günstig, und bei der Personalwirtschaft ist bemerkenswert, daß die Zahl der im Laufe des Jahres durchschnittlich beschäftigten Hilfskräfte erhöht werden konnte. Das zukünftige Arbeitsbeschäftigungsprogramm für 1932 (34 Millionen Mark) wirkte sich von Januar 1933 ab voll aus.

Die Finanzlage der Reichspost muß noch als gespannt bezeichnet werden. In allen Betriebszweigen wurden die zu Beginn des Rechnungsjahres (1. April) eingelegten Beträge zunächst nicht erreicht. Die Verwaltung war daher im November 1933 genötigt, durch einen Nachtrag zum Voranschlag den ursprünglichen Einnahmesatz um 100 Millionen Mark zu kürzen. Die Ausgaben finden, wie es das Reichsfinanzgesetz vorschreibt, in den Betriebseinnahmen Deckung.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß das Grundgesetz der Eigenwirtschaft der Deutschen Reichspost trotz aller Schwierigkeiten auch im abgelaufenen Jahr gesund geblieben ist.

Tagung der Arbeitsfront und der Gemeinschaft „Kraft durch Freude“.

DNB Weimar, 12. Januar.

Eine große Tagung der Amtsleiter und Amtswalter der Deutschen Arbeitsfront und der Gemeinschaft

Die Verfolgung der Nationalsozialisten in Oesterreich.

Ein Aufruf Peys.

DNB Wien, 13. Januar.

Der Reichsführer Peys, dem vom Bundeskanzler Dollfuß die Leitung des gesamten Sicherheitswesens übertragen worden ist, erließ einen Aufruf an alle Angehörigen der Sicherheitsbehörden, der Staatssekretariate und des freiwilligen Schutzkorps. Darin betont Peys, er übernehme zum zweiten Mal in schwerer Zeit die Führung des gesamten Sicherheitsdienstes und der Exekutive. Die Sicherheitsbehörden finden vor schweren Aufgaben. Das bisherige Entgegenkommen der Regierung sei von Seiten politischer Desperados (?) schlecht gelohnt worden.

Von amtlicher Seite ist in den gestrigen Abendstunden mitgeteilt worden, daß die Verhaftung der nationalsozialistischen Führer Frauenfeld und Schattenfroh wegen offenkundiger Fortsetzung der Arbeit für die verbotene nationalsozialistische Partei erfolgt sei. Erhebungen gegen die beiden Verhafteten wurden eingeleitet.

Die Verhaftung des dritten nationalsozialistischen Führers Leopold wird bestritten. Großes Aufsehen hat die wie üblich zunächst dementierte Verhaftung des bekannten Heimwehrführers von Nieder-Oesterreich, Graf Alberti, erregt, da Graf Alberti in den meisten Kreisen wegen seiner aufrichtigen deutschen Gesinnung bekannt ist. Weiter verlautet, daß in der Nacht zum Freitag noch zahlreiche Verhaftungen und Überführungen in das Konzentrationslager Mauthausen vorgenommen worden sind. Die der Regierung nachstehende Polizei begleitet die jetzt von der Regierung täglich ergriffenen Ausnahmemaßnahmen gegen den Nationalsozialismus mit dem Hinweis, daß eine General-Säuberung mit Sicherheit in der nächsten Zeit zu erwarten sei.

Der Geburtstag des Ministerpräsidenten Göring.

DNB Berlin, 12. Januar.

Anläßlich des 41. Geburtstages des preußischen Ministerpräsidenten Göring, zog heute mittag die Wache der Landespolizei Gruppe Bede zur besonderen Verwendung feierlich mit Musik von der großen Tiergartenwache durch die Hermann Göring-Straße zur Villa Hermann Görings in der Prinz Albrecht-Straße. Obwohl auf Wunsch des Ministerpräsidenten keine feierlichkeiten stattfinden sollten, ließen es sich doch seine alten Freunde nicht nehmen, ihren alten Wirtshaus zum Geburtstag zu begrüßen. Gegen 11.30 Uhr fanden sich Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden, der Reichsmehr, der Polizei, der städtischen Behörden und der Partei zur Gratulation ein. Tausende von Schaulustigen umlagerten den Eingang zum Hause des Ministerpräsidenten.

Als Erster überbrachte der Führer persönlich noch am späten Abend des Donnerstag dem preußischen Ministerpräsidenten seine herzlichsten Glückwünsche. Gleichzeitig sprach auch der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, der mit seiner Gattin erschienen war, seine besonderen Wünsche zum Geburtstag aus. Am Freitag selbst erließen Staatssekretär Weizsäcker, der die telegraphisch überbrachten herzlichsten Wünsche und kameradschaftlichen Grüße des Reichspräsidenten nochmals persönlich übermittelte. Vom Reichsamt für den öffentlichen Verkehr wurde ein: der Reichswehrminister in Begleitung des künftigen Chefs der Heeresleitung, General von Frisch, der Reichsminister Stabschef Boehm, Selbte, Schmitt, Darré sowie sämtliche Mitglieder der preußischen Staatsregierung mit ihren Staatssekretären. Weiter erschienen der Staatssekretär der Reichskanzlei, Dr. Lammers, sämtliche preußischen Minister, die preußischen Provinzen, zahlreiche preußische Staatsräte, Abordnungen der NSD, sämtliche Generäle der Landespolizeigruppen, Abordnungen der Hitler-Jugend und eine Reiterabteilung des Jungvolks. Staatsrat Stange ehrte den Ministerpräsidenten durch Überreichung einer Urkunde, durch die er zum Ehrenmeister des Deutschen Handwerks ernannt wurde. Vertreter zahlreicher Gemeinden überbrachten als Geburtstagsgeschenke Ehrenbürgerurkunden. Unter den persönlichen Gratulanten bemerkte man weiterhin viele Träger des Ordens Pour-le-Mérite. Telegraphische Glückwünsche gingen dem preußischen Ministerpräsidenten zu von den Reichsleitern der Heim Reich beglaubigten Mächte, von den Generalfeldmarschällen von Mackensen und Altmann, vom Bischof von Osnabrück, Staatsrat Berning, von Vertretern des Saargebietes und anderen.

Während des Frühstückes, das der Ministerpräsident anschließend gemeinsam mit einer Reihe von alten Freunden und den engsten Mitarbeitern seiner Ministerien einnahm, überbrachte Reichswehrminister Generaloberst von Blomberg dem Ministerpräsidenten nochmals neben seinen eigenen Glückwünschen beste Wünsche der Reichsmehr.

Gedenktafel am Geburtshaus Görings.

DNB Rosenheim, 12. Januar. Am Geburtshaus des Ministerpräsidenten und Reichsministers Hermann Göring wird am Sonntag eine Gedenktafel enthüllt.

Bestrafungen und Verhaftungen im Memelgebiet.

DNB Memel, 13. Januar.

Der Kommandant des Memelgebietes hat den Führer der Sozialistischen Volksgemeinschaft des Memelgebietes, Beterinarrat Dr. Ernst Neumann, mit 5000 Lit oder drei Monaten Gefängnis bestraft, weil er Ende vorigen Jahres eine Broschüre, betitelt „Autonomie des Memelgebietes und die Sozialistische Volksgemeinschaft“, redigiert und verbreitet haben soll. Der

„Kraft durch Freude“ in Weimar hat heute vormittag mit einer Reihe von Besprechungen begonnen. In der Tagung der NSD-Landesobmänner. In der Tagung der Gaubetriebszellenobmänner sowie der stellvertretenden und Verbindungsmänner der NSD auf 1933 und verwies auf die naturnotwendigen Änderungen, die sich aus dem neu geschaffenen Statut ergeben haben. In großen Zügen wurden die Aufgaben der zur Unterstützung des großen Aufbauplanes der Führers aufgestellt worden. Auf einer Preis- und Propagandatagung wurden alle Finanz- und Propaganda behandelt. Vorher wurden die Finanzwarten der NSD und der einzelnen Verbände gab der Schatzmeister der Deutschen Arbeitsfront einen allgemeinen Bericht über deren Finanzlage sowie die Organisation der Beitragseinzahlung bei den heimischen Mitgliedern der Deutschen Arbeitsfront und der fördernden (korporativen) der Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Auf der Tagung des Gesamthandbundes deutscher Arbeiter stellte Staatsrat Schumann den Zielen der alten, bisher gewerkschaftlichen Verbände die neuen Ziele gegenüber, die den Verbänden innerhalb des Gesamthandbundes der deutschen Arbeiter aufgestellt und in klarer Linie verfolgt werden.

Der Abend war einer Veranstaltung im Rahmen des Werkes „Kraft durch Freude“ vorbehalten.

halb der gesamten österreichischen Amtenschaft in Betracht gezogen werden. Von amtlicher Seite wurde zu der Verhaftung des Landesführers Graf Alberti mitgeteilt, er sei der politischen Durchsuchung des Hauses der früheren Gauleiters Frauenfeld angetroffen worden. Graf Alberti sei darauf von seinem Posten zurückgetreten. Der Bundesführer Starhemberg habe eine Untersuchung der Angelegenheit eingeleitet. Am Freitag aber ist Graf Alberti aus der Polizeihand gelassen worden.

Christlich-Soziale Partei und Vaterländische Front.

DNB Wien, 12. Januar.

Ueber die Beratungen des Fraktionsvorstandes der Christlichsozialen wird in einer parteiamtlichen Mitteilung mitgeteilt, bei der Beratung der politischen Verhältnisse und Ereignisse der jüngsten Zeit sei die einmütige Überzeugung zum Ausdruck gekommen, daß die Zusammenfassung aller vaterländischen Kräfte unter Führung des Bundeskanzlers unerlässlich sei und daß nichts gefordert werden dürfe. Die Beratungen müßten in der nächsten Woche fortgesetzt, in denen die Abgeordneten dann über die in der Zwischenzeit in Bepfung zum Ausdruck gekommenen Anregungen dem Bundeskanzler berichten würden.

Man ist in politischen Kreisen der Ansicht, daß die Sache dem Verhältnis der Christlichsozialen Partei und der Vaterländischen Front gelte. Aus ihnen gehe hervor, daß in dieser Frage noch keine Entscheidung gefallen sei.

Kommandant erklärte, daß die Broschüre „erfundenen Nachrichten“ enthalte, durch deren Verbreitung die Sicherheit des Staates gefährdet, Unruhe innerhalb der memelischen Bevölkerung hervorgerufen und die memelische Bevölkerung gegen die Zentralregierung aufgehetzt werde.

Ebenfalls mit 5000 Lit oder drei Monaten Gefängnis ist der Inhaber der Memeler Druckwerkstätte, Gulm Kioskus, bestraft worden, weil er die Broschüre Manns in der Vereinsdruckerei hergestellt und die Verordnungen des Kommandanten zuwider — die drei Exemplare dieser Broschüre dem Kommandanten nicht zugeföhrt habe.

Ferner sind der Kreisleiter der Sozialistischen Volksgemeinschaft Heideburg, Lehrer Kurt Grau und der frühere Kreisleiter Diplomlandwirt Paul Brodowski mit Inhaftierung für die Dauer von drei Monaten in Gefängnis von Bajorien bestraft worden. Ihre Verhaftung erfolgte im Zusammenhang mit der Aufdeckung einer geheimen Versammlung der Sozialistischen Volksgemeinschaft in Rupalmen. In der Bekanntmachung des Kommandanten heißt es noch, daß die Inhaftierung von Grau und Brodowski in Bajorien stattgefunden habe, weil kein Konzentrationslager existiere.

Die Sozialistische Volksgemeinschaft ist die nationalsozialistische Partei des Memelgebietes.

Noch keine Vertretung Spaniens beim Hl. Stuhl.

DNB Madrid, 12. Januar.

Die von der Madrider Zeitung „El Sol“ verbreitete Meldung über die Ernennung des Außenministers Pita Romeo zum spanischen Botschafter am Vatikan hat sich nicht bestätigt. Nach einer neuerlichen Mitteilung des Außenministeriums ist vorläufig keine Veränderung in den Beziehungen Spaniens zum Vatikan beabsichtigt.

Eisregen und Glatteis in Berlin.

DNB Berlin, 12. Januar.

In Berlin setzte Freitag abend gegen 21.30 Uhr ein Eisregen ein, der durch zutretenden Frost bald sämtliche Straßen mit einer dünnen Eisschicht überzog. Der gesamte Berliner Verkehr wurde dadurch empfindlich gehöhrt und teilweise lahmgelegt. Es kam zu einer Fülle von Unfällen von Autos und Fußgänger und Karawagen. Besonders der Autobusverkehr litt stark unter dem Glatteis. Abgeschliffene Straßen waren überhaupt nicht passierbar. Viele Autos fuhrten trotz angezogener Bremsen auf die Bürgersteige, gegen Bäume, gegen Gaskandelaber, gegen andere Wagen oder gegen die Hausmauern. Das Glatteis hatte ferner auch eine Fülle von Unfällen von Straßenpassanten zur Folge, so daß die Rettungsstellen schon um 23 Uhr abends Hochbetrieb hatten. Eine ganze Reihe von Personen mußte mit gebrochenen Gliedern den Krankenhäusern zugeführt werden. Das Glatteis hielt die ganze Nacht an.

Evangelischer Pfarrer in Schutzhaft genommen.

DNB Schneidemühl, 13. Januar.

Wie der Regierungspräsident mitteilt, ist Pfarrer Radtke aus Schneidemühl im Einvernehmen mit dem Geheimen Staatspolizeiamt in Berlin am Donnerstag in Schutzhaft genommen worden, weil er sich verantwortungslos Angriffen gegen einen leitenden Staatsbeamten hat auswirken lassen.

40 Prozent aller Ehen kinderlos.

Auch die Sozialversicherung leidet darunter.

DNB Berlin, 13. Januar.

Wie das DZ-Büro meldet, wird in Kreisen der Deutschen Arbeitsfront mit sichhaltigem Material auf den engen Zusammenhang von Geburtenstand und Sozialpolitik hingewiesen. In der von Albert Müller verfaßten Betrachtung heißt es, daß der neue Staat zwar kein Wohlfahtstaat sei, daß er es aber als maßgebendes Prinzip anerkenne, jeglicher Leistung zur Anerkennung zu verhelfen. Daher gelte es, jede nur denkbare Gefahr von dem gigantischen Sozialversicherungsproblem abzuwehren und die schwer erlangten Rechte und Ansprüche der Arbeitssopfer an die Sozialversicherung zu wahren. Durch das Sanierungsgebot des Kabinetts Hitler sei bereits Vorfrage in dieser Hinsicht getroffen. Das Gespenst des Geburtenrückganges bleibe aber eine schleichende Gefahr auch für die Sozialversicherung. Die bei dem mangelnden Geburtenstand drohende Vergrößerung des deutschen Volkes sei erster Totengraber der Sozialversicherung. Wenn im Jahre 1880 in Deutschland

auf 1000 gebärfähige Ehefrauen noch 307 Lebensgeburten kamen, so belief sich die entsprechende Zahl im vergangenen Jahre nur noch auf 100,7. Im Jahre 1932 wurden nur noch 975 000 Lebensgeburten gezählt gegen nahezu 3 Millionen im Jahre 1880. Im Durchschnitt der letzten fünf Jahre seien in Deutschland 40 Prozent aller Ehen kinderlos gewesen, 33 Prozent hatten ein oder höchstens zwei Kinder, während nur 2 Prozent aller Ehen mehr als drei Kinder hatten. Der reichsdeutsche Geburtenrückgang war bereits im letzten Jahr um 200 000 geringer als der des polnischen Staates, obwohl der polnische Staat nur die Hälfte der deutschen Einwohnerzahl zählte.

Das habe zur Folge, daß der Anteil der Greise in Deutschland immer stärker werde und daß also die Belastung der Sozialversicherung immer erheblicher werden müsse, ohne daß genügend junger Nachwuchs im Arbeitsprozeß als Beitragszahler vorhanden sei. Die deutsche Sozialversicherung habe bereits in den letzten Jahren erhebliche Beitragserhöhungen und Leistungsbeschränkungen aufzuweisen. In der Zeitpanne von 1913 bis 1931 sei nämlich die Anzahl der Versicherten um rund eine Million zurückgegangen. Die bevölkerungspolitische Aufführungsaktion dürfe auch diese Zusammenhänge nicht übersehen.

Senkung der Katastergebühren in Preußen.

× Berlin, 13. Januar.

Der preußische Finanzminister hat, wie der Amtliche Preussische Pressedienst mitteilt, mit Wirkung vom 15. Januar 1934 die Gebühren für Ausfertigungen aus den Katasterkarten, Blättern und Dokumenten ermäßigt. Die Ermäßigung beträgt im Durchschnitt etwa 20 bis 25 v. H. Sie wirkt sich zum Teil noch günstiger aus. So kosten z. B. kleinere Auszüge, für die bisher 1,50 M. und 2,50 M. Gebühren erhoben wurden, künftig nur 1.— M. und 1,50 M. Diese Maßnahme wird auch die technischen Vorbereitungen und Planungen für die Arbeitsbeschaffung erleichtern, indem sie allgemein zu einer Senkung der Vermessungskosten führt. Diese werden sich um den Betrag vermindern, um den die bei jeder Messung benötigten katasteramtlichen Unterlagen billiger werden. Es steht zu erwarten, daß Grundeigentümer, die mit der grundbuchlichen Regelung ihrer Besitzverhältnisse im Hinblick sind, weil sie der Kosten wegen, diese nunmehr in Auftrag geben. Solche Katastermessungen können auch freiberuflich tätige vereidete Vermessungsingenieure ausführen. Die Gebührenermäßigung wird daher nicht zuletzt auch diesem Berufsstand, der unter dem Daniederliegen der Bau- und Bodenwirtschaft sehr zu leiden hatte, zugute kommen.

Der Verwaltungsrat der Deutschen Reichsbahngesellschaft.

DNB Berlin, 12. Jan.

Auf Grund des § 11 der Gesellschaft der Deutschen Reichsbahn scheiden am 31. Dezember 1933 aus dem Verwaltungsrat der Deutschen Reichsbahngesellschaft Dr. Aken, Dr. Rüdiger, Dr. Kähler, Dr. Münchmeyer, Dr. Stiehl und Dr. Freyher von Wilmsdorf aus. Ferner ist Dr. Schmitz infolge seiner Wahl zum

Die Deutsche Reichspost im Jahre 1933.

Ein vorläufiger Rückblick.

× Berlin, 12. Januar.

Die Nachrichtenstelle des Reichspostministeriums veröffentlicht einen vorläufigen Rückblick auf das Jahr 1933, aus dem hervorgeht, daß die Verteilung der Deutschen Reichspost im Kalenderjahr 1933 unter der nationalen Regierung zum erstenmal nach langer Zeit ein günstigeres Bild zeigt. Die Postbeförderung wurde durch weitere Beschleunigung des Eisenbahnverkehrs verbessert; die Verkehrsdrumpfung im Kraftpostbetrieb scheint im wesentlichen zum Stillstand gekommen zu sein. Das Luftpostnetz umfaßte im Sommer 1933 94 Linien und verband das Deutsche Reich mit fast allen Ländern Europas. Der Postschaden verkehr konnte im Jahre 1933 125.650.000 Briefe vollenden. Im Telegraphenverkehr wurde der unmittelbare Fernschreibverkehr und damit eine neue Verkehrsart eingeführt, die eine Entwicklungstufe in der

Die Nachrichtenstelle des Reichspostministeriums veröffentlicht einen vorläufigen Rückblick auf das Jahr 1933, aus dem hervorgeht, daß die Verteilung der Deutschen Reichspost im Kalenderjahr 1933 unter der nationalen Regierung zum erstenmal nach langer Zeit ein günstigeres Bild zeigt. Die Postbeförderung wurde durch weitere Beschleunigung des Eisenbahnverkehrs verbessert; die Verkehrsdrumpfung im Kraftpostbetrieb scheint im wesentlichen zum Stillstand gekommen zu sein. Das Luftpostnetz umfaßte im Sommer 1933 94 Linien und verband das Deutsche Reich mit fast allen Ländern Europas. Der Postschaden verkehr konnte im Jahre 1933 125.650.000 Briefe vollenden. Im Telegraphenverkehr wurde der unmittelbare Fernschreibverkehr und damit eine neue Verkehrsart eingeführt, die eine Entwicklungstufe in der

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100
 101
 102
 103
 104
 105
 106
 107
 108
 109
 110
 111
 112
 113
 114
 115
 116
 117
 118
 119
 120
 121
 122
 123
 124
 125
 126
 127
 128
 129
 130
 131
 132
 133
 134
 135
 136
 137
 138
 139
 140
 141
 142
 143
 144
 145
 146
 147
 148
 149
 150
 151
 152
 153
 154
 155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163
 164
 165
 166
 167
 168
 169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177
 178
 179
 180
 181
 182
 183
 184
 185
 186
 187
 188
 189
 190
 191
 192
 193
 194
 195
 196
 197
 198
 199
 200
 201
 202
 203
 204
 205
 206
 207
 208
 209
 210
 211
 212
 213
 214
 215
 216
 217
 218
 219
 220
 221
 222
 223
 224
 225
 226
 227
 228
 229
 230
 231
 232
 233
 234
 235
 236
 237
 238
 239
 240
 241
 242
 243
 244
 245
 246
 247
 248
 249
 250
 251
 252
 253
 254
 255
 256
 257
 258
 259
 260
 261
 262
 263
 264
 265
 266
 267
 268
 269
 270
 271
 272
 273
 274
 275
 276
 277
 278
 279
 280
 281
 282
 283
 284
 285
 286
 287
 288
 289
 290
 291
 292
 293
 294
 295
 296
 297
 298
 299
 300
 301
 302
 303
 304
 305
 306
 307
 308
 309
 310
 311
 312
 313
 314
 315
 316
 317
 318
 319
 320
 321
 322
 323
 324
 325
 326
 327
 328
 329
 330
 331
 332
 333
 334
 335
 336
 337
 338
 339
 340
 341
 342
 343
 344
 345
 346
 347
 348
 349
 350
 351
 352
 353
 354
 355
 356
 357
 358
 359
 360
 361
 362
 363
 364
 365
 366
 367
 368
 369
 370
 371
 372
 373
 374
 375
 376
 377
 378
 379
 380
 381
 382
 383
 384
 385
 386
 387
 388
 389
 390
 391
 392
 393
 394
 395
 396
 397
 398
 399
 400
 401
 402
 403
 404
 405
 406
 407
 408
 409
 410
 411
 412
 413
 414
 415
 416
 417
 418
 419
 420
 421
 422
 423
 424
 425
 426
 427
 428
 429
 430
 431
 432
 433
 434
 435
 436
 437
 438
 439
 440
 441
 442
 443
 444
 445
 446
 447
 448
 449
 450
 451
 452
 453
 454
 455
 456
 457
 458
 459
 460
 461
 462
 463
 464
 465
 466
 467
 468
 469
 470
 471
 472
 473
 474
 475
 476
 477
 478
 479
 480
 481
 482
 483
 484
 485
 486
 487
 488
 489
 490
 491
 492
 493
 494
 495
 496
 497
 498
 499
 500
 501
 502
 503
 504
 505
 506
 507
 508
 509
 510
 511
 512
 513
 514
 515
 516
 517
 518
 519
 520
 521
 522
 523
 524
 525

1



Gott dem Allmächtigen hat es in seinem unerforschlichen Ratsschlusse gefallen, gestern Abend 9 Uhr meine liebe Frau, unsere gute, treuherzige Mutter, Schwester, Schwägerin und Tante,

Ehelrau Albert Hoge

Bernhardine geb. Wegener

im Alter von 40 Jahren zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.

Sie starb plötzlich und unerwartet nach einer schweren Operation, wohl vorbereitet durch einen christlichen Lebenswandel und gestärkt durch den andächtigen Empfang der hl. Sterbesakramente, ergeben in Gottes Willen.

Um stille Teilnahme und ein frommes Gebet für die liebe Verstorbene bitten

die trauernden Angehörigen.

Gronau, Büllen, Wessum, Ahaus, Linteln, Graes, den 13. Januar 1934.

Die Ueberführung der Leiche zur Kirche findet statt am Dienstag, den 16. Januar, morgens 8,45 Uhr vom kath. Krankenhaus aus, 9 Uhr Seelenamt, anschließend die Beerdigung.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Anzeige erhalten haben, so wolle man diese als solche betrachten.



Ein gutes treues Mutterherz hat aufgehört zu schlagen.

Nach Gottes unerforschlichem Ratsschlusse entschlief gestern Morgen 7,15 Uhr meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Heinr. Böing

geb. Adelheid Lütke Schüttelkotte

gent. Frericks

Sie starb nach längerer, geduldig ertragener Krankheit, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im Alter von 66 Jahren.

Im Namen der trauernden Angehörigen:

Heinrich Böing und Kinder.

Gronau, Sprakel, Odtrup, Rheine, den 13. Januar 1934.

Die Ueberführung der Leiche zur Kirche findet statt Dienstag, den 16. Januar morgens 8,15 Uhr vom Sterbehause Illisstraße 44 aus; 8,30 Uhr Seelenamt, anschl. die Beerdigung.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Anzeige erhalten haben, so wolle man diese als solche ansehen.

Im Auftrage des Kaufmanns Theodor Determann zu Gronau werde ich am Donnerstag, den 18. Januar 1934 mittags 12 Uhr in Wessum in der Wirtschaft Niewerth folgende bisher auf den Namen des Maurers Theodor Gebker in Wessum eingetragene

Grundstücke

Flur 9 Nr. 277, Garten, Hausgarten groß 2,76 ar

Flur 9 Nr. 261, Hofraum Dorf groß 1,24 ar

Flur 9 Nr. 270, Garten, Hausgarten, groß 3,39 ar

Flur 9 Nr. 250 beb. Hofraum Dorf Nr. 77 groß 2,10

öffentlich meistbietend versteigern.

Bei genügendem Gebot erfolgt der Zuschlag sofort. Im übrigen werden die Versteigerungsbedingungen im Termin bekanntgegeben und können diese vorher auf dem Büro des Unterzeichneten eingesehen werden, wo auch die sonstigen, die Grundstücke betreffenden Unterlagen vorliegen.

Rühle

Notar, Gronau

Holzverkauf

Am Mittwoch, dem 24. Januar 1934 vormittags 9 Uhr sollen in den Gräflisch Drosche zu Bischering'schen Forstorten „Winkel“ und „Winterhorst“ in der Gemeinde Asbeck am sogenannten Asbecker Damm belegen

142 Eichen = 29 fm (Kieglspahlholz)

42 Bärchen = 10,14 fm b. 18 m lang und 20 cm Durchm.

23 Fichten = 15,45 fm b. 22 m lang und 37 cm Durchm.

28 Birken = 4,98 fm

15 rm Birken-Knüttel

50 rm Eichen- u. Birken-Reiser, unaufgearbeitet meistbietend verkauft werden.

Schloß Darfeld, den 11. Januar 1934.

Der Rentmeister:
Fehlmann.

Kalldüngung!

Zur Winterdüngung empfehlen wir unseren

Ia gebr. Stüdtall

fein gemahl. ungelöschten

Brantkalk Gehalt 80—90%

gehaltreiche Kalkasche

prompt lieferbar.

Kalkwert H. Böding & Co.
Wessum

Holzverkauf

Fürstlich Salm Salm'sches Forstamt versteigert am 20. Jan. 1934 nachm. 2 Uhr in Vreden Gastwirtschaft Mücken aus Försterei Vreden, Doemberbusch, Telefon Vreden 392

Stellmachernutzholz, Frecht-pfähle und Brennholz.

Vorgeigung durch Förster Kerfing. Besträge bis 50 RM. sind während des Termins an den anwesenden Forstkassenbeamten zu zahlen.

Nach Gronau

Zuhr- und Adertnecht

für sofort gesucht.

Köttersohn bevorzugt.

Zu erst. in der Gesch. dieser Zeitg. in Gronau, Bahnhofstr. 2 (Tel. 260) oder in Ahaus (Tel. 450).



Carl Ribbert

Ahaus i. W.

Niederlage:

Carl Ribbert

Ahaus i. W.

Reisende

Barverdiens

Schließend 252 Plauen i. Vgl.

Reichsbund

Volksbund und Heimat

(früher Bürgervereine und Heimatvereine) Gronau i. W.

Freitag, 19. Jan. 8,30 Uhr

Tonhalle: Alexander Starke, Nürnberg.

Platz dem Frohsinn!

Nichtmitglieder 0,75 RM.

Fortzugshalber billigt zu verkaufen:

Kachel-Zimmeröfen,

Laden-Beleuchtung

und Schreibtisch.

Bestellen, Gronau, Poststr. 2

Für den dortigen Bezirk suchen wir

geeignete Herren

Mit Erf. im Außendienst f. Aufklärungs- und Werbepartie gegen gute Bezüge. Bewerb. an

Mira-Darlehensgewerkschaft

GmbH, Münster, Axtmannstr. 20

HERZENSNOT

ROMAN VON ROBERT FUCHS-LISKA

(Nachdruck verboten.)

„Wünschen Frau Baronin die Frau Leinlaas zu sprechen?“ erkundigte er sich. „Herr Kommerzienrat ist nämlich nicht zu Hause.“

„Ist er verreist?“ fragte sie zurück, aufatmend in der Hoffnung, sie hätte ihn in dem Zuge nur durch Zufall nicht entdeckt.

„Verreist nicht,“ sagte zu ihrer Enttäuschung der Diener. „Herr Kommerzienrat ist bereits am frühen Nachmittag mit dem Auto fort. Wir erwarten ihn jeden Augenblick zurück. Wenn Frau Baronin ins Haus kommen wollen...“

„Danke, nein!“ lehnte Frau Leinlaas ab in der Empörung über den wortbrüchigen Kommerzienrat. „Aber Sie können sagen, ich wäre dagewesen, ja, und auch das können Sie Ihrem Herrn bestellen: ich wäre außer mir gewesen, daß er unsere Vereinbarung nicht eingehalten hätte.“

„Wie Frau Baronin befehlen,“ antwortete Fritz. Die Taschenlampe erlosch. Das Schlüsselbund des Dieners klirrte. Frau Leinlaas stieg durch das Schneegewühl bergauf weiter.

In der mächtigen, teppichbelegten Diele der Villa stand Frau Leinlaas. Sie hatte ihr holdseligstes Lächeln aufgesetzt, um den Heimkehrenden mit einem herzergreifenden „Willkommen, Georg!“ zu begrüßen, obwohl er ihr diese durch nichts gerechtfertigte Vertraulichkeit schon tausendmal verboten hatte. So war die madere Hausdame denn nicht wenig verblüfft, als Fritz ohne seinen Herrn erschien.

Der Diener berichtete mit nur schlecht verhehlter Schadenfreude, wer am Tor gewesen sei, doch ohne daß er ihr die ihm auftragene Bestellung der Baronin erwähnte.

Frau Leinlaas bekam eine ganz spitze Nase und zog los: „Allo selbst zu nachtschlafener Zeit suchst die aufbringliche Person hier Zutritt. Na, ich werde morgen dem Herrn Kommerzienrat auseinanderlegen, was sich für ein vornehmeres Bürgerhaus gehört.“

Dann schritt sie zu dem Sprechrohr, das nach der im Kellergehoß gelegenen Küche hinabführte. Mit biden Händen pustete sie wütend in das Mundstück, so daß der helle Ton der Signalpfeife bis in die Diele herauf zu hören war.

„Servieren Sie dem Herrn, Minna, wenn er heim kommt,“ befahl sie mit vor Erregung schappenden Stimme. „Mir wird es zu spät. Ich begeben mich zur Ruhe.“

Sie schnaufte vor Empörung und Groll, während sie ihre Fülle auf der mit einem lothbaren Läufer belegten Treppe empor stieg. Na, er sollte nun zum erstenmal muttergottesfeiern allein an dem mächtigen Esstisch in seinem prächtigen Speisesaal sitzen und fühlen wie es ist, wenn die gleichgültigen Hände eines von keinem Besorgten besetzten Hausmädchens ihm das Essen vorlegten!

Währenddem war Frau von Meebold vor dem alten Häuschen des Obersts stehen geblieben. Durch den sternförmigen Auschnitt in den selten Fensterläden des Arbeitszimmers stahl sich blauer Lichtschein. Frau Leinlaas kämpfte mit ihrer Furcht vor dem jähwütigen, alten Soldaten. Doch sie jagte sich auch, es wäre Gewissenspflicht, ihn von der Angst um Dela zu befreien. Aber wenn sie ihn aufsuchte, dann mußte sie auch eingesehen

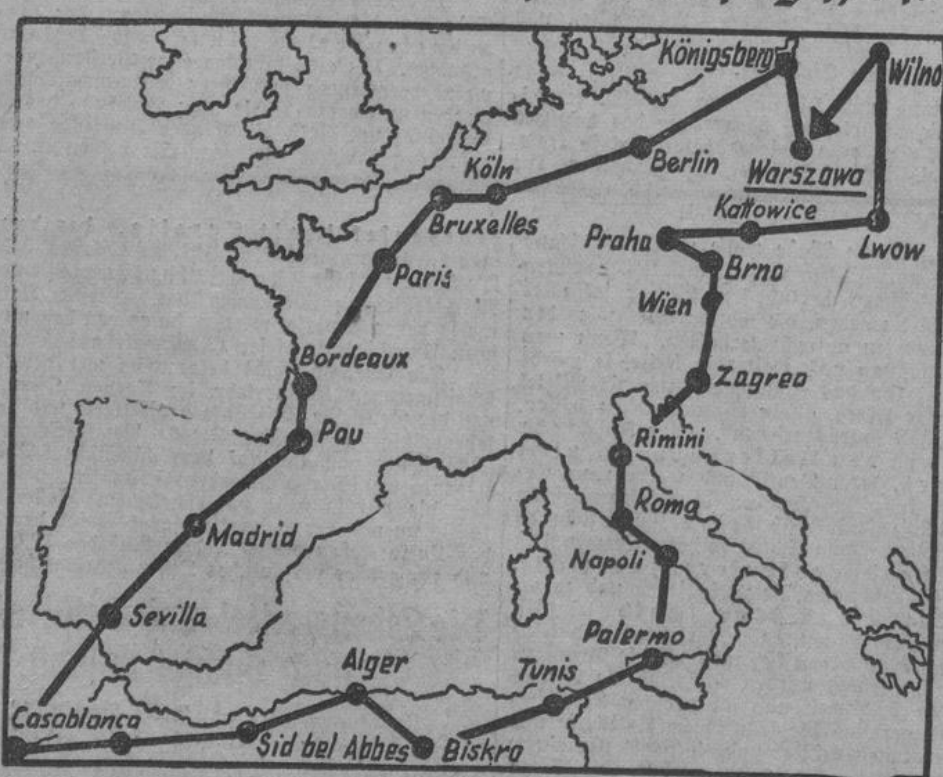
wie sie um des Mädchens Flucht wußte. Das wollte sie auf keinen Fall auf sich nehmen.

Schließlich verfiel sie auf einen Ausweg, zu tun, was nicht unterlassen werden durfte, und doch vor einer Begegnung mit dem Oberst sich zu sichern. Es war Sonntag. Im Notfall konnte sie um die Ecke des Häuschens flüchten und unerkannt im Dunkel verschwinden. Sie hob die behandschuhte Faust und pochte an den einen Fensterladen. Dann hinhörte sie zurück. Ein Fenster klirrte beim Öffnen.

Die Stimme des Oberst scholl durch die Nacht: „Bist du das Dela? Warum ziehst du die Glode nicht?“

Frau Leinlaas nahm allen Mut zusammen, verstellte ihre Stimme und rief: „Ihre Tochter ist abgereist — aber Sie können ohne Angst sein — es geht ihr gut.“

Internationaler Europa-Rundflug 1934.



Kartenstizze der Flugstrecke.

Für den Internationalen Europa-Rundflug, der in diesem Jahre von Polen aus durchgeführt wird und dessen Termin auf der Tagung des Internationalen Luftfahrt-Verbandes in Raiko für den 28. August bis 16. September angesetzt wurde, hat der Polnische Aero-Club nach Verständigung mit den übrigen Ländern jetzt folgende Strecke festgelegt: Warschau, Königsberg, Berlin, Köln, Brüssel, Paris, Bordeaux, Pau, Madrid, Sevilla, Casablanca, Sidi-bel-Abbes, Algier, Biskra, Tunis, Palermo, Neapel, Rom, Rimini, Agram (Zagreb), Wien, Brunn (Brno), Prag, Kattowitz, Lemberg (Lwow), Wilna, Warschau, insgesamt 9500 Kilometer.

treiben in der Prozession der Menschen, die den Ausgängen des Bahnhofes auftauchen.

„Spätkinder, Fräulein!“ hörte sie neben sich sagen. Sie sah nicht nach dem Mann und schüttelte nur den Kopf. Fester packte sie den kleinen Handteller, der bloß den notwendigen Vorrat enthielt, zu dem Frau von Meebold noch ein paar Wäschestücke und andere Kleinigkeiten beigelegt hatte.

Vergeßlich belann Dela sich auf den Namen des Hotels, in dem sie als kleines Mädchen öfter mit den Eltern gewohnt hatte, wenn die Mutter in Berlin größere Einkäufe besorgte, weil sie behauptete, da wäre alles nur halb so teuer wie in Dresden. Der Oberst kam nach Berlin nur dann mit, wenn irgend ein vaterländischer Festtag war, und wenn die Kaiserstadt auch militärischen Glanz entfaltet hatte. Er schickte die Mutter in einem Wagen voraus nach dem Gasthaus. Er selbst machte den Weg zu Fuß, wobei er sich auf vieles Bitten manchmal von der kleinen Tochter begleiten ließ.

Dela erinnerte sich dunkel der Begrüßung: Erst kam eine sehr belebte Straße, wo die elektrischen langsam hinter Wagen fuhr... dann war der Vater links abgehoben — wieder kam eine Straße, auf der unzählbare Autos dahintratterten... diese Straße verengte sich — und nun kam eine mächtige Straße mit Bäumen... richtig, das war Unter den Linden...

„Guten Abend, Fräulein Mademar,“ unterbrach eine Männerstimme hinter ihr das Nachdenken.

Dela erschauerte so heftig, daß ihr beinahe der Handteller entglitten wäre. Kaum angelangt, war sie schon erkannt? Ihr erster Gedanke war, Frau Leinlaas dem Vater verraten, der auf telegraphischem Wege jemand verständigt und um das Zurückbringen des Mädchens gebeten hätte. Doch fiel ihr ein, daß der Oberst keinen einzigen Bekannten in Berlin hatte. Sie wollte sich eilig durch die Bahnsteigpforte drängen.

Aber die Männerstimme räumte: „Flucht ist unmöglich, Fräulein Mademar. Seien Sie vernünftig und nehmen Sie meinen Schutz an.“

Jetzt endlich wandte sie sich dem Fremden zu und erkannte den Kommerzienrat Leuenberg. Sie hatte ein schroffes Wort auf den Lippen.

Er warnte mit unterdrückter Stimme: „Nicht hier — bitte — wir werden uns im Parterre auszusprechen.“

Sie sah ein, daß sie ihn doch nicht los werden würde und ergab sich in ihr Schicksal. Auch nahm er ihr — wenn gleich aus Höflichkeit — einfach den Handteller ab. Darinnen aber war ihr Geld. Sie konnte sich zwar nicht erklären, wie Leuenberg noch vor ihr nach Berlin gelangt sein sollte, dennoch fragte sie im Weiterstreiten, ob der Oberst ihn kenne. Er verneinte das in herzlichem Tone. Sie glaubte ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Blutige Zusammenstöße in Madrid.

MADRID, 12. Jan. Aus Anlaß des Wiedererscheinens einer falschen Zeitschrift, die gestern Abend auf der Straße verkauft wurde, gab es zahlreiche Zusammenstöße zwischen Faschisten und Marxisten. Ein Student wurde erschossen, mehrere Personen verletzt.

Sochzeitschlitten auf dem Eise eingebrochen.

MADRID, 11. Jan. In der Nähe des Ortschafts Offenkitt im Wilna-Gebiet brach ein mit Sochzeitschlitten besetzter Schlitten, der über einen zugefrorenen See fuhr, im Eise ein. Drei Personen fielen ertrunken.

Brüsseler Polizeichef wieder auf freiem Fuß.

BRÜSSEL, 12. Jan. Der Polizeichef von Brüssel, Angerhausen, der feierlich unter Auflage der Besetzung verhaftet worden war, wurde vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt.

CLUB ist das Vorbild
für 3½ g-Zigaretten. CLUB siegte durch Qualität. Deshalb verlangt der
Raucher die echte CLUB, denn er weiß, CLUB ist nicht zu übertreffen
und besser als Kopien

fik, der die damaligen politischen Grenzen der deutschen
 Einzelftaaten überbrückte", fennschätzte der Rektor der
 Universität die Barod-Zeit in seiner Rede bei der Öff-
 nung der großen Barod-Ausstellung. Die politischen
 Grundcharaktere jenes Zeitraumes umhüllten klar und
 unmissverständlich Prof. Günther Müller, der den An-
 reger und geistige Vater des ganzen Festes bei der glei-
 chen Gelegenheit: „Wir erkennen im deutschen Barod
 das vom kaiserlichen Willen her bestimmte
 Kunstwerk in engerer Vereinigung mit den natur-
 gegebenen, rasenbedingten Lebenskräften des deutschen
 Volkes. Einordnung des Einzelnen in das
 Ganze und politische Gefinnung fennschätz-
 den das Barod. Barod fand Recht, Ordnung und Unter-
 ordnung, die geistigen Rangordnungen des Gehorams
 nach oben und des Befehls nach unten. Normen, die
 erst in jüngster Zeit uns wiedergegeben wurden. Sie
 flegten eine Sprengrung einer rationalistischen Geisteshal-
 tung, und in ihr offenbart sich der germanische Ge-
 roismus, der den ganzen Menschen verflücht und
 anfordert, doch nicht im individuellen Sich-Ausleben,
 sondern in der Einordnung in die kaiserlichen
 Formalecke.“

Doch diese junge Mannschaft der Universität weiß um die tieferen Gründe und den tieferen Sinn ihrer großangelegten Veranstaltung und darum auch um ihre Verantwortung dem Volkssange gegenüber. Dieses „Deutsche Barockfest“ ist entworfen, geschaffen und gestaltet aus einem impulsiven Verlehen und stieflaren Erismen der Wissenszige und Lebenslemente unserer unmittelbaren Gegenwart. Nicht, daß wir von einer Wiederkehr des Barockalters reden könnten, nicht, daß die deutsche Geistes- und Kulturgehichte nach einem verzweifelten Suchen nach neuen Formen und Inhalten verweist und hoffnungslos in die Vergangenheit zurückgreifen wollte, nein, ein anderes ist der Grund, weshalb wir ein „Deutsches Barockfest“ veranstalten, ein anderes, das Recht und Berechtigung in sich bietet, diesem Fest den Rahmen zu geben, den man ihm gab. Das Barockalter, das eingebettet liegt zwischen einer Neuordnung aller Dinge im Humanismus und Renaissance und einer Auflösung aller bindenden Formen und Normen in der Zeit des Nationalismus und Liberalismus, ist die letzte große Epoche der deutschen Menschheit, der man den Charakter einer ungefügten Geflossenheit und unerbittlichen Ausschließlichkeit zu billigen kann. Es ist das Zeitalter, in dem wir neben dem Geislauf geistiger und kultureller Gesinnungs- und Gestaltungsrichtung auch die Einseitigkeit des politischen Charakters finden. „In Wiederanfrüpfung an die Gotik ist das Barock eine echt gewachsene, volksmäßige und volkstümliche Kunst, deren einwaches Band, über ganz Deutschland verstreut, ein tragender Faktor deutschen Kulturbewußtseins jener Zeit gemein

So gesehen, stellen sich das Marum und der tiefere Sinn des „Deutschen Barockstiles“ in unserer Zeit magisch auf ein. Und deshalb kann es auch nicht die ausschließliche Angelegenheit studentischer und akademischer Kreise sein, weil das Recht, den Sinn des Lebens aus seiner Zeit zu erkennen und nach ihm zu leben ja auch nicht den „Studierten“ vorbehalten ist, sondern ursprüngliches Element eines jeden Menschen ist, vornehmlich jedoch des deutschen Menschen. Denn für ihn, um ihn und in ihm hat sich die Zeit gewandelt, ist das neue Reich geworden.

Die Veranstaltungen des „Deutschen Barockfestes“ fanden ihren feierlichen Auftakt in der Eröffnung der Ausstellung „Westfälischer Barock 1650-1750“, über die wir bereits berichteten. Am Freitag abend folgte das

Nach begrüßenden und einleitenden Worten, gesprochen von Hermann J. Radtzen, brachte die Folge 2. Vortragsrede, C. H. Händel, Hr. Tunder und C. H. Stölzel. Zunächst das 1. Brandenburgische Konzert des Thomas-Fantors, das der städtische Musikdirektor G. V. Kochum vortrug, ausgezeichnet und klar und durchsichtig zu Gehör kam. Thea Gonsbruch vom Stadttheater war als Solistin verpflichtet, sie sang die Sopran-Arie „Ein kleines Kindelein“ von Tunder und Vortragsweise bekannte Solo-Kantate „Also hat Gott die Welt geliebet“. Technisch war sie ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen, auch nicht immer melodisch, weich und biegsam den letzten Zeilen gerecht wurde und ihre Einsätze nicht immer sicher und rein schienen. Händels Konzert für Harle und Orchester in B-dur schloß den ersten Teil des Konzertes ab. Solist war A. Markaller, der seinen schwierigen Satz mit erstaunlicher Fertigkeit meisterte.

Das Weitere Programm des „Deutschen
Theaters“ steht noch vor: einen Abend „Literatur
und Kammermusik des Barock“, auf dem Prof.
Ulrich Müller das Hauptreferat halten wird.
Es folgendes die ständiger und eigentlicher Höhepunkt des
Festes folgt am Sonntag die Gesamtauführung des Sber-
nischen Dramas „Cenodoxus, der Doktor
von Paris“, das am Mittwoch zur Wiederholung ge-
ht.

Bei mittelmäßigem Marktverkehr, der erst gegen 1 Uhr eine Steigerung zu verzeichnen hatte, ergaben folgende Preise: Für Eier: A 13, B 12, C 11, D 10 W. Kleine Eier 9 Ws. Landbutter: 1,25 Mk., in den Verkaufsstunden 1,20 Mk. Molserbutter 1,40–1,50 Mk. – Auf dem Gemüsemarkt folgten: Kohlfli 15, Grünkohl 10–8 Ws., Endivien 10–15, Wirsing 15, Pflanzkohl 25–30, Blumenkohl, je nach Größe, 45, 50 und 90 Ws. Wurzeln 10, Schwarzwurzeln 20, Stedrißen 8–12, Weiskohl 10, Porree 20, Feldsalat $\frac{1}{2}$ Ws., Fenchel 10–15, Butterkohl 10–15, Rettichstangen, je nach Dide, 25–35, Rote Bete 8 Ws. – Haken im Fell wurden angeboten zu 60–65 Pfennig, abgezogen 65–80 Ws., Karinden 65 Ws., Glatt 80 Ws., Salaten 2,10–2,20 Mk., Sennen 1,60–2 Ws., Gänse pro Pfd. 75 Ws., Hühner 75–80 Ws., Holztuben, das Stück 40 Ws. – Felt waren die Preise bei Schlachtkäse 25, Vollmilchkäse 40 Ws.

Δ Datteln, 12. Jan. Mächtiges Großfeuer. In der Nacht zum Freitag entstand in dem an der Türkenstraße gelegenen Hause des Inwaliden Hermann Ellermann ein Feuer, durch das der Dachstuhl des Hauses und das auf dem Boden lagernde Heu und Stroh verbrannte wurde. Der entstandene Sachschaden beläuft sich auf etwa 8 000 Rm. In der Nähe des Hauses war ein eiserner Ofen aufgestellt. In der Einmündung des Ofenrohrs in den Schornstein befand sich ein Balken, der sich durch die Hitze entzündete und dann das Großfeuer verursachte.

Geschlossene Exerzitien
im St. Gudulakloster der Steyer Missionsschwestern
in Rhede, Kr. Borken (Westf.).

Vom 22. bis 26. Januar (Montag bis Freitag) für Frauen; vom 30. Januar bis 3. Februar (Dienstag bis Samstag) für Jungfrauen; vom 10. bis 14. Februar Samstag bis Mittwoch, Feiertage) für Jungfrauen, sowie Gelübdeberehrerinnen; vom 19. bis 23. Februar (Montag bis Freitag) für Frauen; vom 26. Februar bis 2. März (Montag bis Freitag) für Jungfrauen, die es bleiben wollen; vom 5. bis 9. März (Montag bis Freitag) für Jungfrauen, Eheoberbereitung; vom 3. bis 7. April (Dienstag bis Samstag) für Bekehrerinnen. Die h. Meßungen beginnen jedesmal am Abend des erlgangenen Tages gegen 18.30 Uhr und schließen am Morgen des folgenden Tages gegen 9 Uhr. Anmeldungen, denen wir Rückporto beizufügen bitten, wolle man richten an das St.-Gubula-Kloster, Knebe, Kr. Sorten. — Wegen seiner ruhigen und gelunden Lage ist das Exerzitienhaus auch für Erholung, Damen einen angenehmen Aufenthaltsort zur Erholung zu bieten.

Bronchio-Flan
gegen
**HUSTEN,
HEISERKEIT,
KATARRH**

„Erfolge!
„Einheit.
„Kirchl.
„Billigung

Knecht gesucht, nicht unt. 18 Jahren.

Schweizerdegen

die durch eine Insertion
der ZENO-Zeitung!

Der Arbeiter unter dem Sowjetstern.

Von Hans Richard Mertel.

Am wenigsten sozialistisch in der Stalinrede vom 23. Juni 1931 war wohl die Forderung, bei der Durchführung des Fünfjahresplanes in weitgehendem Maße zu privatiswirtschaftlichen Grundzügen zurückzukehren, das Prinzip der Gleichmacherei der Löhne aufzugeben und das bisherige Tarifsystem zu zerlegen. Während früher die Marxisten aller Schattierungen schrien: „Affordarbeit — Mordarbeit“ wurde in der Sowjetwirtschaft durchweg das System der Affordlöhne eingeführt. Am die Ziffern des Fünfjahresplanes halbwegs zu erreichen, setzte man in den neuen Tarifverträgen die ohnehin niedrigen Löhne weiter herab, und die schlimmste Untertreibung begann, die die Begeisterung für die Erfüllung des Fünfjahresplanes bald erlöschte. Von den Methoden, die sie früher, als sie noch nicht an der Macht gewesen waren, als „bourgeoise Menschenausbeutung“, als „kapitalistische Brutalität“ bezeichnet hatten, machten die Bolschewiken in verstärktem Maße Gebrauch. Unter Ausnutzung der Gewerkschaften und der Betriebsräte wurde den „roten Direktoren“ von der Sowjetregierung eine diktatorische Machtstellung eingeräumt. Der Arbeiter ist demzufolge praktisch vollkommen entrecht; er ist nur willenloser Sklave eines von kalten, radikalen Bolschewiken beherrschten Staates und einer nach marxistischen Wahnsinnstheorien geleiteten und deshalb dem Verfall preisgegebenen Wirtschaft.

Die auf den Fünfjahresplan gelegten großen Hoffnungen bezüglich einer durchgreifenden Verbesserung der Lage des russischen Arbeiters haben sich nicht erfüllt. Die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse des einer „bevorrechteten“ Klasse angehörenden Proletariats sind, selbst wenn man von den durch die gegenwärtige Hungersnot verursachten besonders schlimmen Zuständen absteht, derart, daß selbst ein Chinesenfut sich nicht ohne weiteres in eine solche Lage finden würde. Die unter strenger bolschewistischer Zensur erscheinende Sowjetpresse, deren Inhalt als amtliche Meinungsäußerung gelten kann, ist voll von Berichten, in denen festgestellt wird, daß die Arbeiter in den neugeschaffenen Industriezentren vielfach in vollkommen verfallenen, verfallenen und verwahrlohten Baracken abzuliegen müssen, untergebracht sind, sodaß sie es im Sommer oft vorziehen, ihren Haisrat im Freien aufzustellen, um nicht buchstäblich vom Ungeziefer aufgefressen zu werden. Auch über die von den Fabrikschloten gelieferte, oft haarträubend unreinlich zubereitete und schlechte Nahrung, zu deren Zubereitung häufig verdorbene Lebensmittel verwendet werden, wird ständig geklagt. Die Folge dieser unmöglichen Zustände ist, daß

um Holzfällen in den entlegensten Teilen des weiten russischen Reiches handelte, anzunehmen, widrigenfalls sie nie wieder auf Beschäftigung oder Unterstützung zu rechnen hätten. Was es für eine Arbeiterfamilie bedeutet, wenn sie tausende von Kilometern weit in ein sibirisches Urwaldgebiet, wo es keine Wohnungen gibt und nicht einmal eine geordnete Verpflegung gewährleistet ist, zum Holzfällen kommandiert ist, kann jeder selbst ermessen. Das ist eine so unheimliche Sclaverei, ein solcher Zustand der Entrechtung und Vergewaltigung, daß sich mit ihm das Los der Neger in den Südstaaten der amerikanischen Union, über das sich damals die ganze Welt empörte und zu deren Befreiung ein blutiger Bürgerkrieg geführt wurde, nicht vergleichen läßt.

Die Sowjetregierung als die Regierung eines „proletarischen Klassenstaates“ hat eine ganze Reihe von Zwangsarbeitslagern eingerichtet, in denen teineswegs nur Angehörige der verhafteten „Bourgeoisie“, sondern auch zahlreiche Arbeiter untergebracht sind. Die Anstalten dieser Lager sind der Willkür der als Aufwachpersonal verwendeten Tschelisten völlig ausgeliefert.



Torpedoschießübung der amerikanischen Marine.

Die Besatzung eines amerikanischen Kriegsschiffes bringt nach einer Schießübung im Stillen Ozean einen wiederingefangenen Torpedo an Bord.

Nach Pressemeldungen aus Helsingfors ist unlängst in dem großen russischen Zwangsarbeitslager bei Wologda ein Gefangenenaufstand ausgebrochen. Zwischen den Aufständischen und dem Bewachungspersonal fand ein mörderischer Kampf statt, in dem es auf beiden Seiten Tote und Schwerverwundete gab. Die Meuterer machten den verzweifeltsten Versuch, sich nach der finnischen Grenze durchzuschlagen. Ob ihnen dies bei einer Entfernung, die in der Luftlinie über 500 Kilometer beträgt, gelingen wird, ist sehr fraglich, zumal die Flüchtlinge von Militär verfolgt werden und die russischen Grenzen betanntlich sehr streng überwacht sind.

Der „Observatore Romano“ veröffentlichte vor kurzem einen erschütternden Tatsachenbericht über den Bau des riesigen Kanals, der heute Leningrad mit dem Weißen Meer verbindet. Dieser 226 Kilometer lange Kanal wurde in einundzwanzig Jahren von 150 000 Deportierten gebaut, von denen nur 10 000 die entsetzliche Qual überlebten. Die Gräber von 140 000 Zwangsarbeitern säumen seine Ufer. Riefige Wälder mußten gefällt, zahlreiche Straßen durch unzugängliches Gebiet gebaut und 26 neue Dämme errichtet werden. Nachfolgend einige weitere Zahlen, mit denen die bolschewistische Presse renommiert, die aber in Wirklichkeit dem Sowjet-System zur furchtbaren Anklage gereichen: 6 700 000 Kubikmeter Erde wurden weggeschafft, 1 800 000 Kubikmeter Felsen gesprengt, 4 800 000 Kubik-

meter Material wurden zu Dämmen und Deichen verarbeitet, 33 000 Kubikmeter Zement und 980 000 Kubikmeter Kiehlholz wurden verbraucht. Mit beispielloser Vermessenheit wollten die Bolschewiken mit der Errichtung dieses Kanals in 18 Monaten die Leistungen aller Kanalbauer der Welt übertreffen. So viele Menschen etwa, wie die baltische Landeshauptstadt Karlsruhe bevölkern, mußten diesem Wahne ihr Leben opfern. Das ist Sowjetrußlands wahres Gesicht!

Kunst- und Theater-Chronik.

Am 29. Januar wurde der von seiner Zeit fast verkannte Monumentalmaler Albin Egger aus Leng 65 Jahre alt werden. Er hat die große Zeit nationaler Erhebung nicht mehr erleben sollen, die seinem volkstümlichen Schaffen recht gab. Der Leipziger Kunstverein widmete kürzlich dem Künstler eine größere Gedächtnisausstellung, jetzt tritt Werner Teupler in der „Kunst für Alle“ für den Künstler ein: „Eggers Kunst ist ganz aus dem Boden eines reinen, echten Volkstums herausgewachsen. Alles nur Artifizielles und Atelierhafte hat ihm immer fern gelegen, obwohl er es verstand, sein Schaffen mit geistreichen, glänzenden formulierten theoretischen Betrachtungen zu stützen und zu verteidigen. Die Urwüchsigkeit und Stärke seines Volkstums sind eben immer die einzige Quelle seiner künstlerischen Ergebnisse gewesen. Indem er die Lebensinhalte eines reinen charaktervollen Volkstums gestaltet, ist er zum Deuter einer allgemein menschlichen Lebenserfahrung geworden. Gegenwärtig man sich heute die zielbewußt fortschreitende Entwicklung Eggers zum monumentalen Sitten- und Historienmaler des Tiroler Bauerntums, die ihren Anfang von der lebenswichtigen tändelnden Genrefest Desreggers und der großen Historie des Lindenschmitt- und Pilotenführerfreies nahm, so ist es erstaunlich, wie Egger dem Tiroler Bauern, seinem Leben, seiner Arbeit, seinem Kampf um die Heimatshalle und seiner tiefen Frömmigkeit immer neue Strophen eines völkischen Heldenliedes gelungen hat.“

Ende des Mülhauser Theaters. Das Theater in Mülhausen im Elsaß sieht sich auf Grund der Verminderung der Subvention, die die französische Regierung von 600 000 auf 150 000 Franken zurückgegraben hat, gezwungen, mit Ablauf dieser Spielzeit das Theater zu schließen. Die Direktion mit dem gesamten Ensemble ist bereits gekündigt.

Ernst Penzoldt, der Dichter der Portugiesischen Schlacht, hat eine neue Komödie „So war Herr Brummel“ vollendet, die demnächst am Wiener Burgtheater aufgeführt werden soll.

Cicognini, eine italienische Opernhoffnung. „Donna Lombarda“, die preisgekrönte Oper des siebenundzwanzigjährigen Dichterskomponisten Alessandro Cicognini wurde im alten Teatro Vittorio Emanuele in Turin mit großem Erfolg aufgeführt. Das Werk soll nunmehr im italienischen Rundfunk zu Gehör kommen. Einige deutsche Bühnen bewerben sich um die deutsche Uraufführung.

Tänzerkongreß in Gotha. Der Musiker- und Tänzerkongreß, der am 13. und 14. Januar in Gotha stattfand, sollte auf den 26. bis 28. Januar verschoben werden.

Reelle Bezugsquelle: Neue Gänsefedern

a. b. Gans gerupft, m. Daunen, bopp. gerein. 3/8, 1.50, alterteils Qual. 2.50, kleine Federn m. Daunen 3.50, gelbbau. 5. — u. 5.50, gerein. gerein. Federn m. Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 6.25 altert. 6.25, La. Holzbauern 7. — u. 8. — Für reelle, haush. Ware Garant. Verf. geg. Nachn. ab 5.00, portof. Pa. Telette m. Garant. Jährl. Mitgeliefertes nehm. a. meine Federn zurück. Zur Sallan auch Maßnahme-Berand. Wills! Mantelst. Gänse-mäherer, Kreuzeisen 300 (Oderb.) Kleist. und gedr. Bettfedernjagdschäft des Oberb. u. ger. 1892.

ch nach Paris.

Edmund Finke.

Copyright 1933 by Knorr u. Hirth G. m. b. H., München.

hatte eine große Anzahl wertvoller Verbindungen in der Ober- und Unterwelt, genoss überall großes Vertrauen, beobachtete Menschen, Häuser und Geschäfte. Das war alles. Romantische Detektivgeschichten nötigten ihm höchstens ein zynisches Lächeln ab.

Der Grund, warum Chapman ihn befehlt hatte, war die Einholung von Aufstufen über Mr. Glaspell. Der Auftrag lief schon seit mehreren Wochen und war teineswegs knapp vor jenem Abend oder an diesem Abend selbst erteilt worden. Mr. Chapman hatte den Auftrag nicht näher begründet. Myers hatte aber andernfalls von der bevorstehenden Teilhaberschaft Glaspells gehört.

Paine war ungeduldig. Es ging ihm um eine Auskunft, die er für wichtiger hielt als alles andere, was Mr. Myers erzählen konnte. „Sagen Sie, Mr. Myers, verließen Sie vorgefunden das Bankhaus allein oder gemeinsam mit Mr. Chapman?“

„Allein! Knapp fünf Minuten, nachdem ich gekommen war. Mr. Chapman hatte keine Zeit für mich.“

„War die Seitentür offen, als Sie das Haus verließen?“

„Sie war offen, ich wunderte mich sehr darüber, Mr. Paine. Denn da mein Haus die Hausdetektive stellt, weiß ich natürlich, daß alle Türen geschlossen sein müssen, wenn sich niemand in der Portierloge oder im Vestibül aufhält. Ich vermutete, daß Edwards und Dawson gerade ihre Runde machten und nahm an, daß sie vergessen hatten, die Seitentür zu schließen, wollte aber keinen Lärm machen, da ich glaubte, daß Mr. Chapman, der es eilig hatte, mir auf dem Fuße folgen werde. Bei dieser Gelegenheit mußte er ohnedies auf die Nachlässigkeit der beiden Portiers draufkommen. Ich wollte es mir, kurz gesagt, eripieren, den Angeber zu spielen.“

„Wieso kam es, daß die beiden Portiers Sie nicht persönlich kannten?“

„Mr. Chapman wünschte es so der unbefangenen Überwachung wegen. Persönliche Beziehungen zwischen Überwacher und Bewachtem führten zu nichts, meinte er. Nicht einmal meine eigenen Leute durften mich im

Bankgebäude grüßen, wenn ich sie zufällig dort traf oder mich im offenen Bankgeschäft davon überzeugte, daß sie am Platz waren.“

„Hm.“ Paine war unzufrieden. „Was die vermeintliche Angeberei anbetrifft. Mr. Myers, möchte ich sagen: Ihre Loyalität in Ehren! Aber es wäre weitaus besser gewesen, Sie hätten wirklich Lärm geschlagen. Denn Edwards und Dawson hatten zweifellos die Seitentür zugeperrt, ehe sie ihren Rundgang antraten. Von Angeberei hätte also gar keine Rede sein können. Aber — und das fällt wohl zum Teil auf Sie zurück, Mr. Myers — Sie hätten, wenn Sie dabei geblieben wären, Lärm zu schlagen, wahrscheinlich ein Verbrechen verübt. Als Inhaber eines Detektivbüros hatten Sie sich nicht von Ihrer Loyalität beraten zu lassen, sondern von Ihrem Pflichtgefühl.“

Myers schudte die bittere Pille. „Ein Verbrechen?“ murmelte er betroffen und rief heftig an seinem gewaltigen Schnurrbart. „Zum Teufel, es ist mir wahrhaftig vorgekommen, als hätte ich im Raum neben dem Direktionszimmer ein Geräusch gehört. Ich spürte einen Augenblick lang die Ohren, aber Mr. Chapman winkt ab. Kommt vor, jagte er, daß abends, wenn es kühler wird, die Möbel knarren. Hier kommt niemand Unbefugter herein. — Es scheint aber doch jemand hineingekommen zu sein, und ich hatte recht, als ich ängstlich nach dem offenen Kassenschrank im Winkel auge.“

Inspektor Borden knurrte Myers heftig an. „Tja, diese Privatdetektive! Einmal im Leben hätten sie eine Chance, und die lassen sie ungenutzt vorbeiziehen. — Offen war der Kasten also auch noch; vielleicht hatte sich Chapman auch den Verbrecher selber eingeladen?“

„Sie haben leicht reden, Inspektor, sagte der Alte wütend, aber ich habe meinen Dienst in Südwestafrika mindestens ebensojünglich gesehen wie Sie den Ihrigen hier in London; und ich kann Ihnen sagen, die Sierpe dort mit ihren Bußkäufern, Hottentotten und den Diamantminengrabenden war auch kein Honiglecken.“

„Schön, schön! Glaube ich Ihnen gern,“ lenkte Borden ein. „Was haben Sie übrigens Gutes oder Schlechtes über diesen Glaspell herausgebracht? Es ist immer wertvoll, über die Beteiligten irgendeine Auskunft zu erhalten.“

Nicht viel, Inspektor. Der Mann hat, soviel ich erfahren konnte, sein Geld mit Waffenhandel in Ostafrika, später in Zentralafrika und Südamerika gemacht. Sie wissen, daß man nach dem Krieg von den Demobilisierungsmännern Waffen aller Art für ein Butterbrot kaufen konnte. Die chinesischen Generale waren auf Waffen scharf und gaben Unsummen dafür aus. Auch anderswo hat es nach dem großen Krieg noch genug kleine gegeben, von denen weder der Bürgerkrieg noch die Weltgeheißte Notiz genommen haben. Abgegeben davon, daß der illegale Handel mit Waffen irgendwie ein schwieriges Geschäft ist, wenn es auch viel Geld abwirft, wäre noch

zu untersuchen, ob diese Waffen auch immer an Freunde Englands verkauft wurden.“

„Nun, mein lieber Myers, glauben Sie nicht, daß es Chapman ganz gleichgültig gewesen wäre, an wen Mr. Glaspell seine Waffen verkauft hat? So wehleidig sind die Geldverdiener nicht, wenn es sich nicht gerade um ihr eigenes Fell handelt. Und das tragen sie selten genug zum Markte.“

Paine fühlte sich bemitleidet, Chapman Inspektor Borden zynischen Bemerkungen gegenüber in Schutz zu nehmen. Der Gedanke, daß der Vater von Gladys ein so bedenkenloser Geschäftsmacher gewesen sein sollte, als welchen Borden ihn darzustellen beliebte, machte ihn wütend. „Übernehmen Sie sich nicht, Inspektor! Wenn Mr. Chapman gar so strupplos gedacht und gehandelt haben sollte, wie Sie annehmen, wozu hatte er es denn überhaupt noch nötig, sich nach der Herkunft des Geldes seines künftigen Teilhabers zu erkundigen?“

„Gerne, pah! Er wollte wissen, ob der Mann wirklich Geld besitzt, sonst gar nichts! Haben Sie schon einen Finanzmann gesehen, der keine Strupel nicht mit dem alten Motto aller Geldmänner beruhigen würde, daß Geld nicht stinkt?“

„Reichlich kleinsüßliche Ansichten vertreten Sie hier, teuerster Inspektor! Chapman kann sich gerade so gut deswegen um Glaspells Vergangenheit gekümmert haben, weil dieser künftige Teilhaber sich gleichzeitig um die Hand seiner Tochter beworben.“

Paine hob dem Inspektor den Brief über den Tisch zu, den er am Morgen von Gladys Chapman erhalten hatte. Borden las ihn bedächtig durch, schüttelte den Kopf und legte den Brief zu den übrigen Akten des Falles Chapman. Paine hatte das Gefühl, als beunruhige dieser Brief den Inspektor mehr, als alle anderen bisherigen Vorfälle.

Borden wandte sich nochmals an Myers: „Hat Ihnen Chapman gar keine Andeutungen gemacht, warum er die Auskunft über Glaspell haben wollte?“

Myers grinste. „Mr. Chapman hatte wohl Auskunft ein, vermisst es aber unter allen Umständen, selbst Auskunft zu geben.“

Das Telefon auf Borden Schreibtisch klingelte schrill. Paine beschloß, es doch endlich mit einem Schalldämpfer zu versehen. Der Inspektor hob gelangweilt den Hörer an Ohr. Doch schon nach den ersten Worten, die er aus dem Apparat hörte, erkannte sein Gesicht vor Überraschung und zornigem Entsetzen. Paine entsetzte sogar einen Ausdruck von Fassungslosigkeit in den ihm so wohlvertrauten, harten und doch biedernden Zügen, den er bisher noch niemals in diesem Gesicht gesehen hatte. Paine suchte aus den unzusammenhängenden Worten, die der Inspektor an den unsichtbaren Sprecher am anderen Ende des Drahtes richtete, zu erraten, um was es sich hier handelte.

(Fortsetzung folgt.)



Dieser Vater weiss,

was der beste Schutz seiner Familie ist: die Lebensversicherung. Niemals wird er sie deshalb aufgeben. In der Notlage sich einzuschränken, gibt es immer andere Wege. — Lebensversicherung ist der sicherste Hort! Sie ist auch eine günstige Geldanlage, zwingt zu geordnetem Sparen und ist für jeden erschwinglich.

Gemeinschaft zur Pflege des Lebensversicherungsgedankens

Dortmunder Sechstagerrennen.

Prächtiger Verlauf der 1. Nacht.

• Dortmund, 13. Januar.

Das 9. Dortmunder Sechstagerrennen nahm einen sehr verheißungsvollen Auslauf. Es wurden Jagden geboten, wie sie in dieser Größe und Schärfe noch nie zu verzeichnen gewesen sind. Der Stand des Rennens änderte sich von Minute zu Minute. Mal lagen Bopel-Korsmeier, dann Kilian-Püschel, dann van Buggenhout-Martin vorübergehend an der Spitze. Also auch nach der 2. Uhr-Wertung das Jagden noch nicht aufhörte, wurden die Zuschauer bis zum frühen Morgen an die Ereignisse auf der Bahn gefesselt. Die Belgier konnten sich nicht lange an der Spitze behaupten, sondern mußten noch 3 weitere Paare zu sich aufschließen lassen. Um 6 Uhr früh, als das Rennen für alle Fahrer neutralisiert wurde und die Fahrer absteigen, wurde folgender Stand registriert:

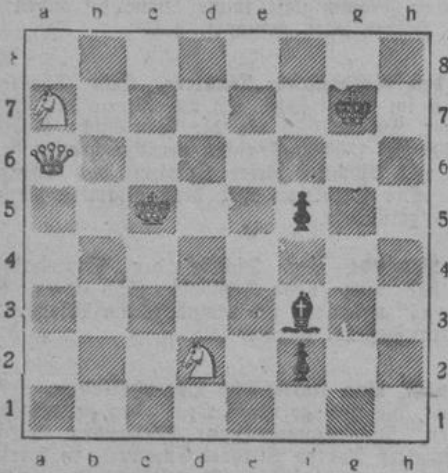
1. Zims — Küster	25 Pkt.
2. Kilian — Püschel	20 Pkt.

3. Brocardo — Guimbretiere	17 Pkt.
4. van Buggenhout — Martin	15 Pkt.
1 Runde zurück:	
5. Kroll — Nidel	10 Pkt.
6. Rohmann — Dinale	8 Pkt.
7. Hürtgen — Tppen	7 Pkt.
2 Runden zurück:	
8. Ignat — Deschamps	21 Pkt.
9. Schner — Funda	13 Pkt.
3 Runden zurück:	
10. Schön — Maczynski	0 Pkt.
4 Runden zurück:	
11. Bopel — Korsmeier	20 Pkt.
12. Kieger — Schenk	6 Pkt.
5 Runden zurück:	
13. Behmann — Tieg	13 Pkt.
9 Runden zurück:	
14. Senge — Wogaart	8 Pkt.
15. Clausmeyer — Sagurna	3 Pkt.

Schach-Zeitung.

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 2 von D. Winkert, 5. Berg.
Schweizerische Schachzeitung April 1933.



Weiß: Kg7, Da6, Sa7, d2.
Schwarz: Kc5, Lf3, Bf2, f5.
Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 2. Königsindisch.

Gespielt im Mannschaftswettbewerb der Gruppe „Jungmänner“ gegen die Gruppe Nordwest am 1. Brett.

Weiß: Westphalen
Schwarz: Kuppchus.
1. d2—d4 e8—f6
2. Sg1—f3 d7—d5
3. c2—c4 g7—g6
Damit lenkt Schwarz in die nach Aljechin „antipositionelle“ Grinfeldverteidigung ein. Da Weiß die Entwicklung seines Damenpringers noch hinausgeschoben hat, kann er jetzt vorteilhaft zur Befestigung des Zentrums gelangen, ohne nach c5: Sd5: e4:Sc3: nebst Kg7, 0-0 und c5! mit gutem Druckspiel für Schwarz befürchten zu müssen.
4. c4—d5: Sf6—d5:
5. e2—e4 Sd5—b6
Weniger in Betracht kam hier der Springerrückzug nach f6. Es würde dem Schwarzen dann unmöglich sein, im entscheidenden Augenblick den befreitenden Vorstoß e5 durchzuführen.
6. Lc1—e3 Lf8—g7
7. Lf1—e2 0-0
8. 0-0 Sd8—c6!
Erzwingt den folgenden Bauernzug.
9. h2—h3 e7—e5!
10. d4—d5! Wäre Weiß an dieser Stelle zum Tausch auf e5 gezwungen gewesen, dann hätte Schwarz wegen seines guten Figurenspiels bereits vollen Ausgleich gehabt. Der Textzug ist aber weit härter, allerdings mußten seine Konsequenzen, vor allem die drohende Aufrückung des weißen Zentrums durch f7—f5 sehr genau voraus berechnet werden.
10. Sc6—e7
11. Db1—b3! Verhindert f5 und macht die d-Linie für einen Turm frei.
11. c7—c6
Nur an dieser Stelle wohl notwendig, da sonst nach Befestigung der d-Linie durch Tf—d1 wegen des eventl.

d5—d6 c6 kaum mehr möglich gewesen wäre.

12. Lc3—b6:
Das hatte Weiß bei seinem 10. Zuge beabsichtigt. Die Dame darf, wie leicht ersichtlich, wegen Dd6: ab6: d6! und Figurenverlust nicht schlagen.
12. a7—b6:
13. d5—d6! Das ist die eigentliche Pointe! Weiß gibt den d-Bauern für den b-Bauern preis und kommt damit zur Beherrschung der d-Linie, zugleich übt die weiße Dame einen Druck auf den schwarzen Damenflügel aus. Dagegen besitzt Schwarz in der offenen a-Linie und in dem Gegenpiel auf dem Königsflügel gute Gegenchancen, die Kupchus auch ganz vortrefflich ausnützt.
13. Dd8—d6:
14. Dd3—b6: Eröffnung des ausgleichenden Gegenspiels!
15. Sd1—c3 Dd8—f6
16. La1—b1 Lc8—e6
17. b2—b3 Droht nunmehr Dd7: was natürlich vorher wegen Tf—b8 nicht möglich war.
17. Tf8—b8
18. Tb1—b3 f5—e4:
Weiß darf offenbar nicht zur Turmverdoppelung kommen.
19. Sc3—e4: Df6—f4
20. Sg3—g5! Se7—d5!
21. Dd6—c5: Se6: Scheitert an Dd4:!, und Weiß verliert mindestens die Qualität.
21. Tf8—e8
Ein Fehler wäre hier das Schlagen des Bauern a2. Es würde folgen:
22. Tf8, Dh4; 23. Qc4! Falls nun 23. Tf8, (Tf8, Se6: und gewinnt), so entscheidet das Qualitätsoffer: Tf8: nebst Se6: Auf 23. Ta—a8 gewinnt Weiß: nebst Sc7! wenigstens die Qualität. In dieser Variante gewinnt statt 24. Se6: auch g3, Dh5, g4, und Schwarz ist genötigt, auf g4 seinen Läufer gegen 2 Bauern zu opfern. Auf 23. Qf5 (23. Dd7, 24. Dd6!) endlich entscheidet das Schlagen auf d5, denn Schwarz darf wegen der erstickten Mattdrohung auf f7 nicht wieder schlagen.
22. g2—g3. Nunmehr würde 22. Tf8, Dh4; 23. Qc4, Ta—b8 ebenfalls kaum mehr als Remis ergeben haben.
22. Df4—f8
23. Sg5—e6: Te8—e6:
24. Dc5—f8: Qg7—f8:
25. a2—a4 Lf8—h6
26. Tf1—d1 Te6—e7
27. Dd2—g4 Ta8—f8
28. Dd3—f3 Tf8—f3:
29. Qg4—f3: und beide Gegner einigten sich nach einigen Zügen auf Remis. Eine spannende, beiderseits gut durchgeführte Partie!

Internationales Fernturnier.

Das bisher größte Fernturnier ist loeben zu Ende gegangen. Es folgt der Schlusstand: H. Müller-Wien 8½, Dr. Dyakhoff-München 8, Elstafes 7, Balogh 6½, Busch 5½, Ruhnert 5½, eGiger 5, Keemint 5, Dr. Ren 4½, Batif 4, Küster 4, Seibold 3½. Ein weiterer glänzender Erfolg Müllers nach seinen Siegen in Ebenes und im kürzlich beendeten Treibisch-Turnier!

Schachturnier in Sa.

Endstand: Mohr 7 I, Dr. Aljechin und Lichtenhal je 6½ II—III, Bistafes und Alexander je 5 IV, es folgen Thomas 4½, Frl. Menichid und Tylor je 3, Mitchell 2½ und Milner Barry 2.

Das ehrliche Pieschen.

Von Wilhelm Ruffermann.

Pieschen erröte leicht und war Laufmädchen im vornehmsten Modestalon.
Da sie weder glänzende Augen besaß, noch im Gehen ihre kleinen Knie sehen ließ, hatte sie keinerlei Protektion, und sie mußte, daß sie noch lange das Recht hatte, sich für sehr unglücklich zu fühlen.

Tagsüber schleppte sie Schachteln und Kartons treppauf, treppab, abends legte sie den Salon und wäre schließlich verflümmert, wenn nicht eines Tages ...

Doch die Geschichte verdient ausführlich erzählt zu werden. Hier ist der Überblick:

An einem regnerischen Nachmittage war es, daß Pieschen zu einer reichen Kundin, die viele Ringe an den Fingern und kostbare Armbänder trug, liefern geschickt wurde.

Unter dem Einfluß des strömenden Regens und der Furcht, die Schachteln mit den elfenbeinfarbenen Crepe de Chine-Kleidchen könnten durchnäßt werden, hatte die Direktrice ihr erlaubt, ein Lohnauto zu benützen.

Als der Motor knatterte und der Regen seine ungeheuren Arien auf den Autoflügel spielte, fühlte sich Pieschen als Prinzessin und streckte wohligh ihre beiden Füßchen nach vorne aus. Plötzlich trat sie auf etwas Weiches. Sie beugte sich und hielt im nächsten Augenblick das weiße Etwas in den Händen.

Im Scheine der vorüberfliehenden Laternen und Lampen umrührte sie den Fund näher. Es war ein kostbarer Verpelz, mit grüner Atlasseide gefüttert, ohne Monogramm oder sonstige Kennzeichen, den ihr Vorfahr-gast, eine Dame, vergessen hatte. Gott, warum nicht! Es gibt auch manchmal im Auto Momente ...!

Der unerhoffte Anblick des Pelzes, sein süßausströmender Duft raubte Pieschen für einen Augenblick die Besinnung. Doch sagte sie sich schnell, betupfte mit einem kleinen Taschentuch überlegend das noch kleinere Näschchen und schloß entschlossen, etwas zu tun, das sie erfreute und beruhigte zugleich. Sie blickte prüfend nach dem Chauffeur, murmelte: „Wer weiß ...!“ und stopfte schnell den Pelz in eine ihrer Schachteln.

Mit drei Stunden Verspätung kam abends Pieschen in den Salon zurück. Ihr Herz schlug vor Furcht.

Mit großen Augen und offenem Mund hörte die Direktrice sie an, als sie sich wegen des langen Ausbleibens umständlich entschuldigte. Ausführlich erzählte sie, wie sie den Pelz gefunden und daß sie ihn sofort zum Fundbüro getragen und deponiert hatte.

„Rührend ...“, sagte die Direktrice und trodnete eifrig eine Träne, da sie fürchtete, ihre neueste Modeschöpfung zu verderben. Außerdem versprach sie, sich des Vorfalls noch in Zukunft erinnern zu wollen. Pieschens Kolleginnen aber hatten ihr Rinn in die Hand gestiftet und zugehört. Sie jubelten geringgähig die Abscheu, murmelten „Dumme Gans!“ und meinten damit Pieschen.

Immerhin zog das Ereignis wirklich bis zum Direktor seine Kreise, denn nach einigen Wochen war der Unterschied des Pieschens von einst und nun ein ungeheurer, er war fast so groß, wenn nicht größer, als zwischen dem Laufmädchen von damals und der neuen Probierdame des Salons, was wieder zur Folge hatte, daß eines Tages der Direktor Pieschens tiefblaue Augen entdeckte und sich leutselig nach ihren Privatverhältnissen erkundigte. Als ihm Pieschen antwortete, wiegte sie sich beim Sprechen ein wenig in den Hüften, es stand ihr aber sehr gut, und sie konnte weiterer Protektion sicher sein.

Um den Mantel im Fundbüro kummerte sie sich nicht mehr. Das sonderbarste war, daß der wirkliche Verlust-träger nicht eruiert werden konnte, obwohl sich zahlreiche Damen meldeten und unter diesen auch eine — deren Angaben mit den von Pieschen gemachten übereinstimmten. Alle wurden mit ihren Ansprüchen abgewiesen.

So schwanden mit erstaunlicher Geschwindigkeit die Monate eines Jahres dahin, und der Direktor freute sich wirklich, als Pieschen ihn eines Tages um einige Stunden Urlaub bat.

Pieschen wandelte da zum zweitenmale zum Fundbüro und holte nun den Nerzpelz, der trakt des Geschehes in ihren Besitz übergegangen war, ab.

Als sie in den Salon zurückkehrte, warf sie einen Blick um sich, und zwischen ihren halbgeöffneten, lachenden

den Lippen funkelten ihre Zähne wie kleine Perlen im Sonnenchein.

„Unverschämtes Glück“, dachten neidisch ihre Kolleginnen. „Erst wird sie Probierdame und spricht oft mit dem Direktor und nun bekommt sie den Mantel noch oben drein.“

Pieschen aber dachte sich „Dumme Gans!“, und diesmal waren die Kolleginnen gemeint. „Ihr wäret zu einem Jahr wohl nicht darauf gekommen, vorher in die Wohnung zu fahren, um aus dem Mantel das grüne Futter zu trennen!“ — und blaues einzulegen.“

Häuser von Kommunisten beschlagnahmt.

DNB Birkenwerder, 13. Januar.

Auf Grund des Gesetzes über die Einziehung von kommunistischen Vermögens ist, wie wir bereits gemeldet haben, die Villa der Kommunistin Karla Jettin in der Bahnhofsallee beschlagnahmt worden. Eigentümer war zuletzt der Sohn von Karla Jettin, der Arzt Konstantin Jettin. Dieses Proletarierheim hat einen Wert von ungefähr 60 000 Mark. Weiter wurde das Grundstück der bekannten tabakischen Kommunistin Frieda Winkelmann, früheres Mitglied des Thüringer Landtages, beschlagnahmt. Frieda Winkelmann befindet sich zurzeit wegen staatsfeindlicher Umtriebe in Haft. Das Grundstück hat einen Wert von 15 000 Mark. Schließlich ist das Haus der Maurers Witwe beschlagnahmt worden. Er hatte das Haus von Proletariatsgeldern gekauft, die ihm die KPD zur Verfügung gestellt hatte.

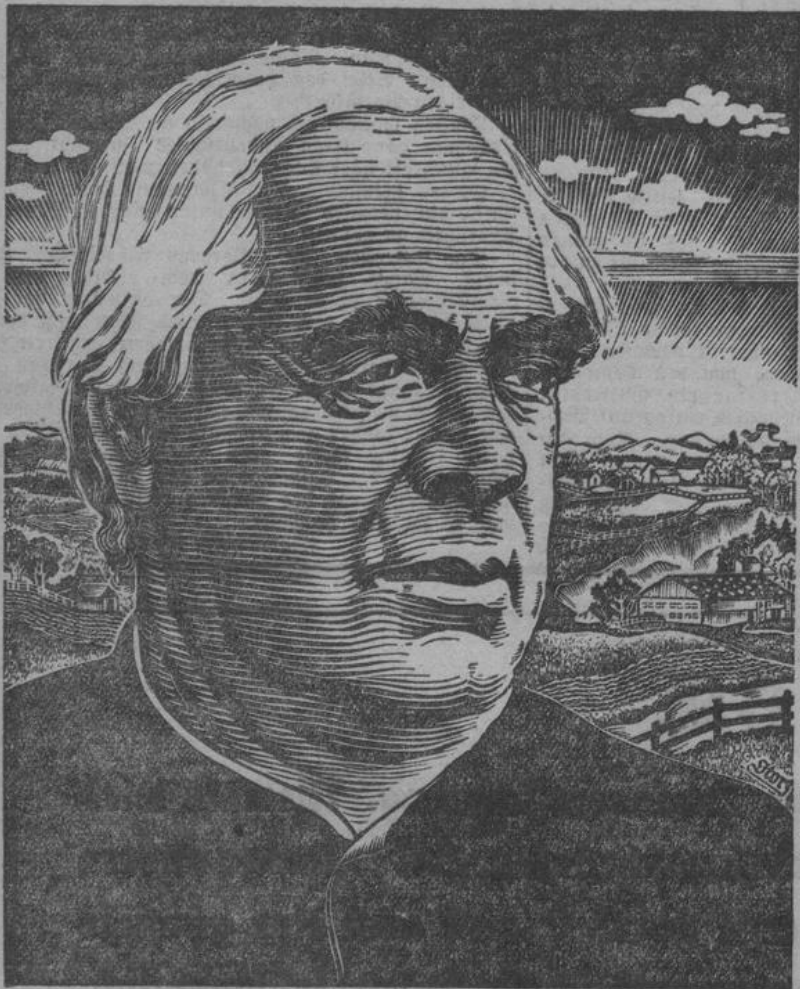
Familientragödie.

DNB Offenburg, 13. Jan. Der etwa 30 Jahre alte stellungslöse Kaufmann Richard Holl in der Wein-gartenstraße gab Freitag abend auf seine drei Töchter von ihm getrennt lebende Ehefrau einen Schuß ab, der aber nicht tödlich wirkte. Daraufhin begab er sich in seine Wohnung, erschoß seinen siebenjährigen Sohn und ließ selbst. Der Grund zu der Tat ist noch nicht aufgeklärt, doch dürfte er in ehe-lichen Zwistigkeiten zu suchen sein.

Rätsel-Ecke.

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

Kreuzworträtsel: a) 1 Atem, 5 Mil, 8 Omaha, 9 Lott, 11 Boxer, 12 Etre, 13 Tre, 15 Eib, 16 Antenne, 17 Stö-ger, 20 Air, 21 Rat, 24 Bat, 26 Pause, 28 Ares, 29 Elia, 30 Ara, 31 Vina; — b) 1 Amor, 2 Tage, 3 Ege, 11 Stempel, 17 Saba, 18 Tiara, 19 Erfer, 21 Ruin, 22 Ma, 23 Tee, 25 USA, 27 Aii.



Sebastian Kneipp

Kneipp wußte, worauf es ankommt!

In der Stille der Studierstube kostete er immer wieder, wochenlang, und gar bedächtig, wie es seine Art war.

Als er dann, am 2. Juli 1896, mit seinem Namen für den Kathreiner eintrat, da konnte man sicher sein: Hier ist das Kaffeegetränk, wie es sein soll, bekömmlich, billig und — wohlschmeckend. Und darauf gerade kommt es an! Das wußte Kneipp, der große Menschenkenner.

Kneipps Bild auf jedem Kathreinerpaket: eine bessere Bürgschaft gibt es nicht!

Heitere Welt.

Galante Unterwelt in USA.



„Liebling, willst du Rindfleisch oder Kalbfleisch?“

Zweiterlei.

„Denke Dir, Herbert hat mich gefragt, ob ich ihn heiraten und ob ich ihn zu einem glücklichen Mann machen will!“

„Wirklich? Und wozu hast Du Dich entschlossen?“

Der Karikaturist

hat seinem Freund seine letzte Humorecke vorgelegt: „Was, Du lästst über meine neue Zeichnung? Findst Du sie nicht gut?“

Nichts ohne Ausnahme.

Die Hausfrau spricht mit dem neuen Dienstmädchen: „Und dann, Marie, verlange ich vor allem, daß Sie recht lieb mit meinen Kindern umgehen — natürlich mit Ausnahme meines achtzehnjährigen Sohnes!“

Mathematik.

Krause hielt nicht allzuviel von Lehmanns Kenntnissen in der Mathematik und stellte ihm häufig Aufgaben, um ihn reinzulegen. Lehmann war jedoch nicht so dumm, wie Krause glaubte.

Einnmal fragte Krause: „Wenn dieses Zimmer vier Meter lang und drei Meter breit ist, und wenn ich gestreifte Socken anhebe, wie alt bin ich dann?“

Lehmann überlegte ein Weilchen: „Hundertvierzig Jahre!“

„Richtig, Lehmann, stimmt vollkommen! Aber sag mal, wie hast Du das rausbekommen?“

„Ja, mir haben zu Hause einen halbverrückten Knecht, und der ist zweihundertzwanzig Jahre alt...“

Ein Berliner Kunsthändler, der mehr Wert auf die Menge als auf die Güte, der von ihm zusammengebrachten Bilder legte, hatte einmal Mangel zu sich gebeten, um ihm seine Gemälde zu zeigen, die zum Teil sehr hoch an den Wänden hingen. Als er nun die kleine Erziehung um ein Urteil über den Wert der Sammlung bat, erwiderte Mangel mit geistreichem Doppelsinn: „Wissen Sie, solche Bilder kann man nicht hoch genug anschlagen!“

„Ich bekomme seit einiger Zeit ständig Drohbriebe überhand! Gibt es denn kein Mittel, sich dagegen zu wehren?“

„Das ist eine sehr ernste Angelegenheit! Haben Sie denn irgendeinen Verdacht, wer die Briefe geschrieben haben könnte?“

Selbstverständlich — das Möbelabzählungsgeheim Krause!“

Der kleine Udo zeigt dem Onkel, was er gezeichnet hat. Der Onkel klemmt sein Monokel ein, um besser sehen zu können und brüht das andere Auge zu. Da entzieht ihm das Bildchen die Zeichnung und sagt entsetzt: „So kannst du's doch nicht ordentlich sehen, wenn du mit einem Auge schiffst!“

„Ich werde Sie lehren“, tobt der Vater, „mit meiner Tochter zu flirtieren!“

„Ach ja“, brüht ihm der Jüngling dankbar die Hand, „tun Sie das, vielleicht hab' ich dann mehr Erfolg bei ihr.“

Liebesleute.

„Kuh, ich glaube, daß das Schaf das dümmste Tier der Welt ist!“

„Ja, gewiß — mein Lammchen!“

Dem Dichter Hermann Bahr sandte jemand ein fünfaktiges Trauerspiel und schrieb dazu: „Wenn Sie etwas an meinem Werte auszuheben haben, bitte ich, mir ruhig die Wahrheit zu sagen, denn wie fühle ich mich mehr geachtet, als wenn ein weißer Mann mich tadelte!“ Bahr las das Drama und antwortete: „Von mir aus können Sie sich als Großherzog betrachten!“

Befanntschaften.

„Wie alt sind Sie, Fräulein Gitta?“

„Neunzehn Jahre.“

„Über, Fräulein Gitta, das sagten Sie doch schon vor zwei Jahren, als ich Sie kennen lernte!“

„Ja, ich gehöre eben nicht zu den Mädchen, die heute so und morgen so reden!“

„Was? Gehaltssteigerung? Seien Sie froh, daß Sie mein Buchhalter sind, Herr! Wenn Sie mich noch einmal um Zulage bitten, mache ich Sie zu meinem Teilhaber, verstanden!“

Till der Pfiffige

VON HEINZ STEGUWEIT

Till, den sie überall den Pfiffigen nannten, denn er erbeite sein Quantum Verstand von dem ewigen Braunschweiger gleichen Namens, hatte einen Käsekrum, und er stellte sich zwei Augenbilde vor die Läden, daß die Küstern etwas Fröhliches rochen als Edamer, Tilsiter oder lauffigen Mainzer. Da kam der Gerichtspräsident am Hause vorbei, machte ein saures Gesicht, doch verzog er sich lächelnd den Mund, als Till seine Nase lüftete:

„Feierabend, Herr Richter! hat's wieder Galtengvögel gegeben? Und habt Ihr auch den Anflieger nicht zu viel gelaugt?“

Wenn Till bei diesem spöttischen Anruf logar mit dem Finger drohte, nahm das selbst der Gerichtspräsident nicht krumm, war ihm doch der kleine Schelm kein Fremdling. Also blieb der Rechtsprediger stehen und drohte ebenfalls mit dem Finger:

„Till, bleibst bei Euren Käse und spottet nicht. Die Gerechtigkeit ist blind, ich bin ihr unparteilicher Diener, wenn ich meine Faust auf ihre Waage lege. Ein Sprichwort ist mir heilig: „Rat justitia!“ Es stammt vom ersten Kaiser Ferdinand!“

Till dankte für diese Belehrung, doch tat er so als habe er sie nicht verstanden, als wollte er sie praktisch erklären.

„Ihr sprecht von der blinden Justitia, Ihr sprecht auch von Eurer Faust auf der Waage; nicht böse sein, Herr Richter, man nennt mich zwar den Pfiffigen, aber Eure Worte leuchten mir nicht ein. Ich bitte untertänigst, beehrt meinen Käsekrum mit einem Besuch, — Ihr habt die Faust, ich habe eine Waage...“

Damit hatte Till schon den hohen Beamten in seinen Laden gezogen, und mochte der Gerichtsherr wollen oder nicht: Er mußte die Faust seiner wägenden Gerechtigkeit auf die linke Waagschale drücken, während Till eine Edamer Käsekrum auf die rechte Schüssel dieses geachteten Instruments legte. Und er fragte den Rechtsprediger folgendermaßen:

„Herr Richter, mein Edamer soll der angelegte Sünder sein, er ist genau 5 Pfund schwer; diesem Gewicht, als Mißtat genommen, möge Eure Faust gerecht werden!“

Zunächst räusperte sich der hohe Besucher etwas bestürzt, dann aber brühte er seine Faust so fest auf die linke Waagschale, daß diese den fünf Pfundigen Käse genau in der Schwere hielt. Und er sprach:

„Schaut, Herr Till, meine Faust ist gerecht, das Jungferlein der Waage steht in der Mitte, nun weiß ich, daß ich die 5 Pfund schwere Mißtat auch mit einem 5 Pfund wiegenden Druck meiner kraschen Faust fühnte. Man nennt das ausgleichende Gerechtigkeit, nun werdet Ihr mich verstanden haben!“

Über Till gab sich noch nicht zufrieden. Nein, er stieß die Faust des Richters von der Waage und legte jetzt drei geachtete Gewichte an deren Stelle. Und schau, es wurde offenbar, daß Till als Anflieger geschwindelt hatte; denn der Edamer wog nur 3 Pfund, keine 5. Also knurrte Till:

„Herr Richter, meinen toten Gewichten muß ich mehr glauben als Eurer menschlichen Faust: Ihr habt meinen Käse um 2 Pfund zu hoch bekräftigt!“

Erklärte sich der geachtete Rechtsprediger:

„Dann habt Ihr mich eben belogen!“

Doch Till lächelte abermals pfiffig:

„Freilich log ich, aber das hatte seinen Zweck: Gebt nichts auf fromme und ehrlich scheinende Gesichter, vor Euch hat der Anflieger so schlecht zu sein wie der Sünder; und wiewohl die Sünder erlösen nicht minder stumm und wehrlos, als mein Edamer Käse...“

Der Richter hatte schon mit unwirksamer Gebärde den Laden verlassen.

Der selbstgestrickte Pullover.



Dolly verlobt sich mit der halben Stadt

Von Wilhelm Lichtenberg

Kennen Sie diese unselige Geschichte, wie sich Dolly, die arme, kleine Dolly, mit der halben Stadt verlobte, ohne es natürlich zu wollen, weil Dolly ja ein sehr achtbares und streng erzogenes Mädchen ist? Doch nicht?

Nämlich Dolly liebte einen jungen Mann namens Robert. Und Robert liebte sie. So schien es wenigstens. Und Dolly hatte bald Geburtstag. Und Robert hatte ihr zum Geburtstag eine ganz besonders wunderschöne Liebeserklärung verprochen, auf die sie nicht vorbereitet sein würde. Und Dolly war sehr glücklich in dem Gedanken an diese Liebeserklärung.

Sie kam, pünktlich, als Dolly gedacht hatte. Und sie kam schon einen Tag vor dem Geburtstag. Aber sie war nicht wunderschön, wie Robert versprochen hatte; sie war nur besonders, sehr besonders logar. Und zwar rief Kurt, ein guter Freund von Dolly, am Vormittag gegen elf ganz augenzwinkernd bei ihr an und teilte ihr mit: „Ich habe zu berichten vergessen, daß Kurt in der Verwaltung des „Morgenblattes“ ist; dort, wo die Inserate entgegengenommen werden. Also, Kurt rief bei Dolly an und teilte ihr mit, daß bei ihm soeben ein Inserat aufgegeben worden sei, und zwar die Verlobungsanzeige des Herrn Robert Schmal, die in der nächsten Nummer des „Morgenblattes“ zu erscheinen habe. „Stimmt“, meinte Dolly lachend, „es handelt sich um die Verlobung mit mir. Das ist mein Geburtstagsgeschenk.“

„Nein, verzeih“, Dolly, es ist mir unangenehm, es dir mitteilen zu müssen, aber nicht mit dir verlobt sich Kurt, sondern mit einem Fräulein Annie Reß.“

Kurt hörte darauf, wie Dolly ein bißchen in Ohnmacht fiel; da aber gerade ein starker Andrang vor dem Schalter herrschte, konnte er die Wiederholung Dollys nicht mehr abwarten und hängte ab.

Als Dolly wieder zu sich kam, war ihr erster Gedanke: Rachel Revanché! Wie revanchiert man sich an diesem Robert, an diesem Glenden, an diesem Verführer? Sie überlegte lange. Dann glaubte sie es zu haben: In derselben Nummer des „Morgenblattes“, gleich neben Roberts Verlobungsanzeige mit diesem Fräulein Annie Reß, mußte ihre eigene, Dollys Verlobungsanzeige, stehen mit: „Ja, mit wem? Mit wem? Sie wußte keinen Menschen, der für die Rolle ihres Bräutigams in Frage käme.“

In ihrer Verzweiflung rief sie Kurt an und teilte ihm ihren Plan mit. Kurt fand den Plan ausgezeichnet. Er sagte wörtlich: „Hör mal, Dollychen, ich gebe jetzt in

einer Viertelstunde meinen Dienst ab. Aber der Inseratenhalter bleibt bis fünf Uhr nachmittags geöffnet.“

„Schön“, meinte Dolly, „dann gehst du sofort eine Annonce auf, daß ich mich mit dir verlobt habe und gibst sie für morgen in die Zeitung!“

Kurt weigerte sich, er weigerte sich energisch. Dolly bat, setzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Kurt umzustimmen. Er blieb bei seiner Weigerung. Weinend sagte Dolly: „Dann weiß ich wirklich keinen anderen!“ Und hängte ab.

Aber dann fiel ihr doch ein, daß Paul, der mit ihr in die Gefängnisse gegangen war und sich immer sehr nett gegen sie benommen hatte, vielleicht gefälliger sein würde als Kurt, der ja immer schon ein Ekel war. Sie rief Paul an. Paul schrieb über diese Zumutung entsetzt auf. Alles wolle er für Dolly tun — nur, sich offiziell mit ihr verloben, das nicht! Dolly beteuerte, daß er sich nach einer Woche wieder ebenso offiziell entloben könne, aber Paul ging nicht darauf ein. Seine Eltern würden es ihm nie verzeihen, wenn plötzlich seine Verlobung mit einer wildfremden Dame in der Zeitung stünde.

Dolly sah wie eine Gefangene am Telefon und grübelte, grübelte, ob es nicht irgendwo in ihrer Bekanntschaft ledige junge Männer gebe! Denn ledig mußte ihr Bräutigam unbedingt sein und jung mußte er auch sein! Sonst machte sie sich ja vor Robert, dem Ungetreuen, nur lächerlich! Selbstverständlich fielen ihr im Augenblick alle verheirateten und unehelichen Männer ihrer Bekanntschaft ein! Es war, als hätte sie bisher in einem Gefängnis gelebt! Sie blätterte im Telefonbuch. Sie blätterte lange. Nämlich fiel sie auf Aloisius Blaha! Diesen Aloisius Blaha kannte sie ganz entfernt! Er war einmal ihr Tischgenosse gewesen! Irgendwo. Aloisius Blaha war ein alter, eingetragener Junggeselle. Staat machen konnte man mit ihm nicht. Aber immerhin — er war noch unter Gehirg und — was die Hauptsache war — immerhin Junggeselle! Zu Blaha ging sie selbst. Zuerst dachte er ja, die kleine Dolly hätte plötzlich den Verstand verloren; aber dann konnte sie ihm doch klarmachen, worum es ging. Er aber erklärte, daß er sich lieber seinen letzten gefunden Wadengeld verlorb in der Zeitung als seinen achtzehnjährigen Verlobten, als auch über seine sehr entsetzte Weigerung, es zu werden. Und schließlich mußte sie unverrichteter Dinge abgehen.

„Einen Wagen werden Sie doch bei Ihrer Trauung nicht nehmen, wo Sie gerade der Kirche gegenüber wohnen?“

„Über selbstverständlich — was würden die Leute denken... Wir klettern eben an der einen Seite zum Wagen hinein und zur andern wieder hinaus!“

Die gekrenzte Kritik.

Mozart weite einmal in einer Wiener Privatgesellschaft mit einem böhmischen Pianisten Kolzsch. Es wurde u. a. auch eine neue Komposition von Joseph Haydn aufgeführt. Alles war reiflos begeistert, nur der Böhme nörgelte an diesem und jenem herum und sagte schließlich zu Mozart: „Na, wissen Sie, ich hätte das nicht so, sondern anders gemacht!“

„Ach auch!“ sagte Mozart lässig.

„Sehen Sie“, triumphtierte der andere, „es freut mich, einer Meinung mit Ihnen zu sein!“

Mozart lächelte fein: „Gewiß, denn wir beide hätten dieses Stück nicht so gut fertig gebracht, wie es Haydn tat!“

Eines Tages konnte der Ober nicht umhin, dem knidigen Stammgast vorwurfsvoll zuzufüstern: „Ihr Herr Sohn geben viel höhere Trinkgelder als Sie.“

„Rann er sich auch leisten“, meinte der Alte. „Er hat ja einen reichen Vater.“

Erste Freundin: „Was hast du in deiner neuen Rolle zu tun?“

Zweite Freundin: „Ich stelle eine hübsche Frau dar.“

Erste Freundin: „Es ist fabelhaft, was man heute von den Künstlern alles verlangt!“



„Mensch, hupen Sie doch!“

„Wenn die Musik hören willst, mußt in die Oper gehn!“

Ich beobachtete in den städtischen Anlagen ein paar Kinder beim Spiel.

„Und was spielt ihr da?“ fragte ich einen Jungen, der sich zu mir auf die Bank gesetzt hatte.

„Wir spielen Hahnenkamm.“

„Und was bist du? Ein Jäger? Oder ein Hase?“

„Nein“, sagte der Junge, „die Jäger kommen dann alle später zu mir. Ich bin der Wildbrethändler.“

Wenn „Sigi“ nicht klatscht, kauft er.

Daß man mit sehr wenig Inventar, eigentlich mit nichts, eine gutgehende Fabrik gründen kann, wurde kürzlich durch die von der Polizei aufgegebene Geschichte einer Bande von Geschäftsdieben bewiesen, die noch dazu durch die näheren Begleitumstände so komisch ist, daß sie wohl erzählt werden kann. In einer Reihe von Wiener Konfektionsgeschäften verschwanden seit einiger Zeit regelmäßig ausgestellte Waren, und zwar wurde der Verlust immer nach dem Besuch zweier junger Leute in bürgerlicher Tracht festgestellt. Zur gleichen Zeit bemerkte die Polizei, ohne zunächst den inneren Zusammenhang zu ahnen, daß stets am Tage nach einem solchen Diebstahl vier gutgekleidete Burshen eine Rundreise durch die Wiener Lokalitäten antraten, in denen sie eine Unmenge Geld ausgaben.

Eudlich nahm sich die Polizei dieses vierblättrigen Kleeblatt einmal genauer vor. Sie hatte einen guten Griff getan, denn die vier geschicktesten Ladendiebe Wiens waren ihr in die Hände gefallen. Zwei der Gauner betätigten sich aktiv in den Diebstählen, während die beiden anderen mit den gestohlenen Waren eine Krapottenfabrik einrichteten begannen. Sie mieteten ein Geschäftslot, dessen einziges Inventar aus einer gestohlenen Schreibmaschine bestand, ließen sich Briefbogen und Buchstaben, die Grundzüge jeder schwunghaften Geschäftseröffnung, anfertigen, und dann sollte der Betrieb losgehen. Die Geschäftseröffnung mußte aber um einige Zeit aufgeschoben werden, weil inzwischen das Geld so knapp geworden war, daß die im Verharm verlegte Höhe des Herrn Geschäftsführers nicht ausgelöst werden konnte, sodaß der gute Mann einige Tage im Bett zubringen mußte. Außerdem durfte der Bedauernswerte in diesen Tagen an den abendlichen Streifgängen nicht teilnehmen.

Der Anführer der Bande ist ein jugendlicher Taschendieb, der auf den schönen Spitznamen „Sigi“ hört und dessen Geschäftigkeit selbst bei seinen Kumpanen in so hoher Achtung stand, daß sie ein besonderes Mittel gegen seine Stiefhülle ausfinden mußten. Sigi mußte nämlich, wo auch immer er sich befand, selbst in der Gegenwart seiner Genossen, seine in die Hände klatschen, damit er ständig unter Kontrolle gehalten werden konnte. Der Knappe das Klatschen auch nur eine kleine Weile, dann konnte man sicher sein, daß in der Zwischenzeit schon wieder irgend etwas verschwunden war, sei es, daß der gute Junge seinem Nachbarn die Taschenuhr entwendet hatte, sei es, daß ein Stück des Taschenguts in seinen eigenen unergründlichen Taschen verloren war. Nun wird er im Gefängnis das Verschwinden eines Blechlöffels und des dazugehörigen Emailknappens üben können.

Im Autobus vertrieb sie sich die Zeit der langen Fahrt mit einigen weiteren Tränen. Diese Tränen sah ein Mann in mittleren Jahren, der neben ihr saß. Er meinte mit einer bescheidenen Stimme, daß Dolly nicht glauben solle, daß er zudringlich wäre und gerne Befanntschaften in Autobussen schließe; aber er lebe, daß sie traurig sei und möchte gern sein halbes Leben darum geben, diese Tränen zu trocknen. Dolly sah auf, ihre Augen begannen zu leuchten. „Nein“, rief sie, „Ihr halbes Leben können Sie ruhig behalten! Aber wissen Sie was? Verloben Sie sich mit mir!“

Der Mann in mittleren Jahren rückte entsetzt von ihr ab und war jetzt völlig überzeugt, es mit einer Wahnsinnigen zu tun zu haben. Aber Dolly nannte ihm ihren Namen und erzählte die ganze Geschichte von dem unverheirateten Geburtstagsgeschenk ihres Verlobten Robert.

Der Mann in mittleren Jahren rettete seine Junggesellenhaft durch einen fähigen Sprung aus dem Autobus.

Schließlich muß Dolly so weit, daß sie beschloß, auch mit einem greisenhaften Witwer vorlieb zu nehmen, nur um ihre eigene Verlobungsanzeige morgen neben der Roberts und seines Fräulein Annie Reß zu sehen. Onkel Eduard, der Bruder ihrer Mutter, war doch ein greisenhafter Witwer! Egal! Onkel Eduard mußte herhalten wie schon so oft in Krisenzeiten!

Also! Zu Onkel Eduard! Denn inzwischen war die Uhr schon beinahe fünf fündig Nachmittagsstunde nahe gekommen, zu welcher der Inseratenhalter des „Morgenblattes“ geschlossen wurde. Onkel Eduard war über die Zumutung, sich mit einer achtzehnjährigen Nichte zu verloben, so sprachlos, daß er erst wieder Worte fand, als Dolly längst gegangen war. Und diese Worte lauteten: „Das Mädel ist verrückt geworden!“

Dolly kam ähnelnd lappend zu Hause an und wußte, daß alle ihre Bemühungen, bis fünf Uhr nachmittags einen Bräutigam für die Zeitung zu ergattern, ausichtslos waren. Und heulte in ohnmächtiger Schmerz die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen, an welchem sie das noch druckfrische „Morgenblatt“ ins Bett erhielt. Und im „Morgenblatt“ auf der siebenten Seite stand:

„Über hier muß ich eine Kleinigkeit einschenken. Nämlich, kurz nachdem Kurt, der Schalterbeamte, mit Dolly gesprochen hatte, bekam er Mitleid mit dem reizenden Mädel. Selbst wollte er natürlich für die Verlobungsanzeige nicht herhalten, aber er hatte einige gute Freunde, die ihm vielleicht den Gefallen tun würden, sich pro forma als Verlobte mit Fräulein Dolly Reinebed in der Inseratenliste des „Morgenblattes“ einzufügen zu lassen. Er rief diese Freunde an, und alle sagten bekräftigt nein. Und da ging Kurt, bis zu Tränen gerührt, her und beförderte als letzte Arbeit an diesem Vormittag seine eigene Verlobungsanzeige mit Dolly ins Blatt. Hierauf übergab er den Dienst einem alten Kollegen.“

Die sechs Freunde aber, die Kurt beschworen hatte, einem armen Mädel zu helfen, bekamen bald darauf Gewissensbisse, nein gelang zu haben. Der Reihe nach schlichen sie sich in die Verwaltung des „Morgenblattes“ und gaben ihre Verlobungsanzeige mit Fräulein Dolly Reinebed auf. Da waren's also schon sieben.

Paul, dieser reizende, gefällige Junge, konnte den Gedanken auch nicht ertragen, daß Dolly litt. Er erzählte

den tragischen Fall nachmittags in der Gefängnisstunde, wo es dreihundertzwanzig männliche Schüler in allen Stimmstagen gab. Sie waren alle sehr erschüttert über das Schicksal Dollys und schwiegen finster. Dreihundert vier paarte es Paul plötzlich. Ohne zu überlegen, was seine Eltern dazu sagen würden, ging er zum Inseratenhalter und gab die Verlobungsanzeige auf.

Aber die dreihundertzwanzig Gefängniswärter wollten Dolly ebenfalls ihre Liebe bezeugen. Stillschweigend schlichen sie sich, jeder allein und heimlich, zum Inseratenhalter und gaben die Verlobungsanzeige auf.

Und Herr Alois Blaha? Er betrieb einen Tabakladen und erzählte die Geschichte ungefragt fünfundsiebzig Herren, die nachmittags bei ihm einkauften. Von diesen fünfundsiebzig waren vierunddreißig teils ledig, teils verheiratet. Und weil die Geschichte von der kleinen betrogenen Dolly so rührend war, gaben alle vierunddreißig ihre Verlobungsanzeige mit Dolly auf.

Gar nicht zu reden von dem Herrn aus dem Autobus, dem das Mädel schließlich so nahe ging, daß er ebenfalls ein Inserat aufgab.

Und Onkel Eduard? Onkel Eduard war Präsident eines Vereins der Aquariumfreunde. Diesen Verein trommelte er in aller Eile zusammen; das heißt nur die Zungegeleiten und die Verlobten. Und von ihnen verlangte er, daß sich einer für die Nichte des Präsidenten opfere. Keiner wollte sich opfern. Hierauf erklärte Onkel Eduard die Verlobung für aufgelöst und legte seine Stelle als Präsident nieder. Das ging den alten Herren so in die Knochen, daß jeder für sich eine Opferung beschloß und das gewünschte Inserat aufgab.

Kurt und gut, als Dolly am nächsten Morgen die siebente Seite aufschlug, war sie über und über mit Verlobungsanzeigen bedeckt. Es gab dreihundertzwanzig Verlobungsanzeigen, und in allen fand der Name Dolly Reinebed. Sie war mit der halben Stadt verlobt. Und außerdem war sie auch noch mit ihrem geliebten Robert Schmal verlobt, dem sie doch eigentlich diesen ganzen Streich hatte spielen wollen.

Und das war so zugegangen: Robert hatte seiner Tapfkeit die Verlobungsanzeige diktiert und sie damit zum Inseratenhalter geschickt. Die Tapfkeit aber liebte ihren Chef heimlich und ertrug den Gedanken nicht, ihn mit einer anderen verlobt zu wissen. Deshalb trug sie ganz einfach Dollys Namen und legte ein gar nicht existierendes Fräulein Annie Reß ein. Im allerletzten Moment gestand sie ihrem Chef dann, was sie getan hatte, und Robert konnte die Annonce gerade noch abändern und Dollys Namen eintragen lassen.

Es war jedenfalls schrecklich! Dolly fiel, als sie das Zeitungsblatt zu Gesicht bekam, in eine neuerliche Ohnmacht. Kein Wunder, wenn man sich plötzlich mit dreihundertzwanzig teils wildfremden Menschen verlobt sieht. Wie die Sache ausgegangen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß man über Dolly und ihre dreihundertzwanzig Verlobten herzlich gelacht hat. Und damit Sie, meine lieben Leser, auch ein bißchen mitleiden können, erzähle ich die Geschichte.

Ja, natürlich, das eine weiß ich auch noch: Dolly hat ihren Robert geheiratet! Denn ohne die sichere Garantie des Happy ends würde Ihnen vielleicht das Lachen vergehen... .

DIE HAND GOTTES

VON PAUL ERNST

Die Erzählung spielt zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Norden Deutschlands in einem Dörfchen von rund dreihundert Seelen, welches auf der Geest lag am Rande einer großen Kiefernheide.

Die Leute waren zu arm, um einen studierten Prediger zu unterhalten. Aber der Schmied des Dorfes hatte auf der Wanderschaft Lesen gelernt, die Familienväter hatten Geld zusammengekauft und den Schmied in die Stadt geschickt, damit er die geistlichen Bücher kaufe, welche sie brauchten: die Bibel, die Lutherische Postille, das Gesangbuch und den Katechismus. Die Bücher waren in feste Holzdeckel gebunden, die mit Schweinsleder bezogen waren, und der Schmied hatte eiserne Beschläge gemacht.

Er hatte einen alten Großvaterstuhl, in diesen baute er, verdeckt durch das Kissen, mit welchem der Stuhl benagelt war, einen Kasten ein, um sie aufzuheben; in den armen Hütten schien dieses das sicherste Versteck zu sein; denn wenn sie die Bücher etwa unter dem Stroh verborgen hätten, so wären sie bei einem plötzlichen Ueberfall vielleicht nicht gleich zu greifen gewesen und dann von der wilden Soldateska mit dem Urdorn verbrannt.

Der Schmied war ein Witwer mit vier kleinen Kindern. Seine Wirtschaft wurde durch eine Dienstmagd besorgt, die von einem andern Dorf zugezogen war und etwa achtzehn Jahre zählte. Das Mädchen war das uneheliche Kind einer Bauernmagd, die bei ihrer Geburt gestorben war; sie war auf Kosten ihrer Heimatgemeinde aufgezogen und hatte so von klein an tief gefühlt, daß sie den andern zur Last fiel und daß sie wegen ihres Makels gering geachtet wurde. Dadurch war sie ein stilles, zurückhaltendes Mädchen geworden, hielt ängstlich auf ihren Ruf und war fast über ihre Kräfte fleißig. Wenn sie ihre Hausarbeit und die andern Arbeiten gemacht hatte, so spann und webte sie noch für sich selber, für ihre spätere Aussteuer; sie hatte schon Leinwand für ein halbes Duzend Hemden, einen ganzen Bettbezug, einen großen Sack gesammelte Federn und ein Stück Wapp für drei Kleider. Das alles hob sie in ihrem Kasten auf, der auf dem Boden unter den Schindeln stand neben ihrem Strohlager; der Schmied hatte ihr einen Beschlagnahme an den Kasten gemacht, und sie sparte darauf, daß er ihr ein Vorhängeschloß dazu machen sollte.

Sie hatte einen Schatz, der bei einem Bauern diente und arm war wie sie.

Eben waren die ersten Nachrichten vom Einfall des Schwedenkönigs gekommen. Ihr Schatz hatte beschloßen, und sie hatte ihm zugestimmt, er solle seinen Dienst aufgeben und Knecht bei den Schweden spielen; wenn es ihm glückte, so konnte er Soldat werden und dann etwas Beute machen. Dann wollte er zurückkommen, ein Pferd und zwei Kühe kaufen, heiraten und sich einen Hof anlegen, indem er Land in der Geest umbrach. Der Bauer war einverstanden, daß er der evangelischen Sache diene. Am Vormittag hatte er noch alles mit dem Mädchen besprochen und ihr Lebenswohl gesagt. Aber wie er ein paar Stunden gegangen war, da sagte ihm die Sehnsucht; er kam noch einmal zurück, es war schon dunkel; er warf ein Steinchen auf das Dach, da wo sie schlief; sie erwachte von dem Klappern auf den dünnen Schindeln und sprach durch einen Riß zu ihm herunter. Er hat so lange und weinte, bis sie sich anzog und hinunterging; sie lehnte die Hintertür an, trat in den Garten und ging mit ihm auf der leeren Dorfstraße; die Hunde bellten, aber sie beruhigten sich, wie sie erkannten, wer die Beiden waren. Etwa eine halbe Stunde lang gingen sie auf der Dorfstraße, dann nahmen sie nochmals Abschied; der junge Mann wendete sich dem Walde zu, um noch bis zum Morgen die große Landstraße zu erreichen, und das Mädchen ging nach der Schmiede zurück.

Als sie an die Tür griff, fand sie, daß der Riegel von innen vorgeschoben war. Sicherlich war der Schmied durch das Hundegebell wach geworden, hatte hinaussehen wollen und dabei die Tür unverhofft gefunden, und dann gedacht, er habe am Abend vergessen, sie zu verriegeln. So war sie nun ausgesperrt. Sie erschrak heftig, denn es kam ihr gleich der Gedanke, wenn sie nun den Schmied nachschlopfte, so werde er meinen, daß sie eine Zusammenkunft mit ihrem Schatz gehabt habe, deren sie sich schämen müsse, denn da sie ein uneheliches Kind war, so werde er ihr keine Entschuldigung glauben.

In ihrer Angst blieb sie eine ganze Weile stehen, in den Schatten der Tür geschnitten; es wurde ihr eilig kalt, dann dachte sie an die Kinder; das jüngste wurde gewöhnlich um zwei Uhr wach und verlangte seine Milch; sie

hatte das jüngste am liebsten und freute sich immer, wenn es so hungrig schrie, tröstete es und machte ihm eilig sein Tagchen zurecht. Wie sie das so dachte, da konnte sie es nicht mehr aushalten und mußte weinen, und dann dachte sie, daß sie in der Schande nun nicht mehr leben könne. Da machte sie sich auf den Weg, ging aus dem Dorf, in der entgegengesetzten Richtung vom Wald, durch die Felder, dann zum Dorfmoor.

Der Mond war aufgegangen, sie blinnte in eine ausgestogene Torfgrube, welche mit Wasser angefüllt war, da sah sie ihr bleiches Gesicht. Sie schrie laut auf, warf sich den Kopf über den Kopf und lief davon. Sie lief und irrte, ihre Füße wurden wund durch Wurzeln und scharfes Schilf, das Dunkel schien ihr besser für ihr Vorhaben, sie lief durch das Dorf zurück in den Wald und irrte zwischen den Bäumen.

Indessen kam ein Knecht aus einem Nachbardorf, das drei Wegstunden entfernt gelegen war, er rannte durch die Dorfstraße und schrie: „Die Kaiserlichen kommen, rettet das Vieh, die Kaiserlichen kommen.“ Die Leute fuhrten aus dem Schlaf, die Frauen jammerten, die Kinder schrien; die Männer packten die Betten zusammen, banden das wenige in Hast und Getümmel, unter dem Blöten und Schreien des Viehes ging es in den Wald. Der Schmied hatte ein Kind auf dem Rücken, zwei im Arm, eins an der Hand, mehr konnte er nicht retten; er dachte nicht an die Dienstmagd und nicht an die Bücher. Im Walde verteilten sich die Menschen, sie hatten ein Versteck, das ihnen allen bekannt war, dort wollten sie sich treffen.

Wie die Morgenröte sich am Himmel zeigte, kamen die kaiserlichen Reiter an; sie fluchten und verschworen

senkten die Köpfe gegen die mutwillig bellenden Hunde, und mit trauerndem Herzen machten sich die Dorfbewohner auf den Heimweg. Wie sie vor ihrem zerstörten Dorf ankamen, wo nur noch einige Häuser standen, von den meisten die Dächer verbrannt und die Lehmmauern halb eingestürzt waren, und wo zwischenherdorstehenden verholten Dachsparren, angelegten Heuhaufen, umhergeworfenem Wirtschaftsgerät überwiegender Qualm aufstieg, da schrie Einer auf, dann schrien Alle. Der Schmied ging voran mit der Dienstmagd und den Kindern. Sie fanden den Reiter auf dem Stuhl sitzen, in jeder Hand eine Pistole; seine weißblauen Augen sahen unter den struppigen Brauen hervor wie die Augen eines wilden Tieres; er legte die eine Pistole auf den Schmied an; ein altes Weib, das nichts gerettet hatte wie ihre Kuntel, fuchtelte mit der Kuntel in der Luft und schrie: „Schlagt den Hund tot!“ und stürzte auf den Soldaten ein; die Dienstmagd lief ihr entgegen und hielt den Schlag ab. „Ich habe Geld“, sagte der Soldat, „wenn Ihr mich pflegen wollt, daß ich wieder gehen kann, sollt Ihr alles haben.“ „Sind die Bücher da?“ fragte der Schmied. Der Soldat sah ihn fragend an. „Die Bücher sind gerettet!“ rief die Magd. „Die Bücher sind gerettet!“ sagten die Leute. Der Schmied brühtigte den Soldaten, hob ihn von dem Stuhl und legte ihn auf das Misttroß; dann schlug er den Stuhl auf, holte die Bücher heraus und hielt sie hoch. Die Magd fiel auf die Kniee und fastete die Hände, die Kinder des Schmiedes knieten, es wurde mit einem Male still, und die ganze Gemeinde kniete nieder in der Zerstörung und dem Schmutz. Der Schmied öffnete mit seinen groben, geschwärtzten Fingern die Schließen des Gesangbuches für das Kurfürstentum Sachsen, dann sprach er den ersten Vers vor, der Schöpfer blies auf seiner Schalmei, und die Gemeinde sang:

Allein Gott in der Höh sei Ehr

Und Dank für seine Gnade.

Er sorget, daß uns nimmermehr

Gefahr und Unglück schade.

Wie sie den Vers zu Ende gesungen hatten, sagte der Schmied: „Nun steht auf, liebe Gemeinde, und gebet dem



Katzenaugen

emporkam und unwillkürlich den Fuß zögernd machte. An einer Wegbiegung, der auch wir zu folgen hatten, war er mitten in einem riesigen Haufen von Mauerresten und angelegtem Holzwerk im Erdboden verankert. Unversehrt stand er in dem Felde der Zerstörung, der Vernichtung, des Grauens und Todes. Ein unheimlicher Eindruck und zugleich ein seltsam tröstender. Damals glaubten wir, die Granaten seien dem Kreuze schon aus dem Wege gegangen; später hörten wir, daß eine französische es am Fuß zerbrochen und zu Boden geschleudert hatte, daß aber deutsche Hände ihm seinen alten Platz mit Hilfe des Grabhügels von zerstörten Menschenwohnungen wiedergegeben hatten.

Und wir hörten zugleich — und das geschah im Grauen und aus dem Munde eines, der hier schon lange vor Ypern lag — ein anderes, das uns wie ein Märchen an sprach und uns ein verstoßenes Rätsel selbstbewußter Ungläubigkeit entlockte . . . bis wir die leidenschaftlichen Zeugen der wunderbaren und wahrhaften Errettungs geschichte zu Gesicht bekamen:

In unserem Ruhequartier Houthoult, einer kleinen Ortschaft, deren Einwohner geflohen waren, als der Krieg sie überfiel, war allein ein altes Menschenpärchen zurückgeblieben. Vielleicht meinten sie, daß die paar Jahre, die ihnen das Leben womöglich noch schenkte, eine Flucht nicht lohnte. Vielleicht auch vertrauten sie dem Schutze des weißen Altersschnees, der ihre Schenkel zierte. Vielleicht aber auch waren sie nicht imstande, die allgemeine und furchtbar eingepflanzte Furcht und Abscheu vor den deutschen „Barbaren“ zu teilen . . . Sie waren geblieben; er bestellte seine paar Hufen Ackerland und pflanzte seine Kartoffeln; sie wusch für unsere Offiziere und für uns Hemden und Unterhosen — stets hing in ihrem Garten ein lustig baumelndes, buntes Heer davon.

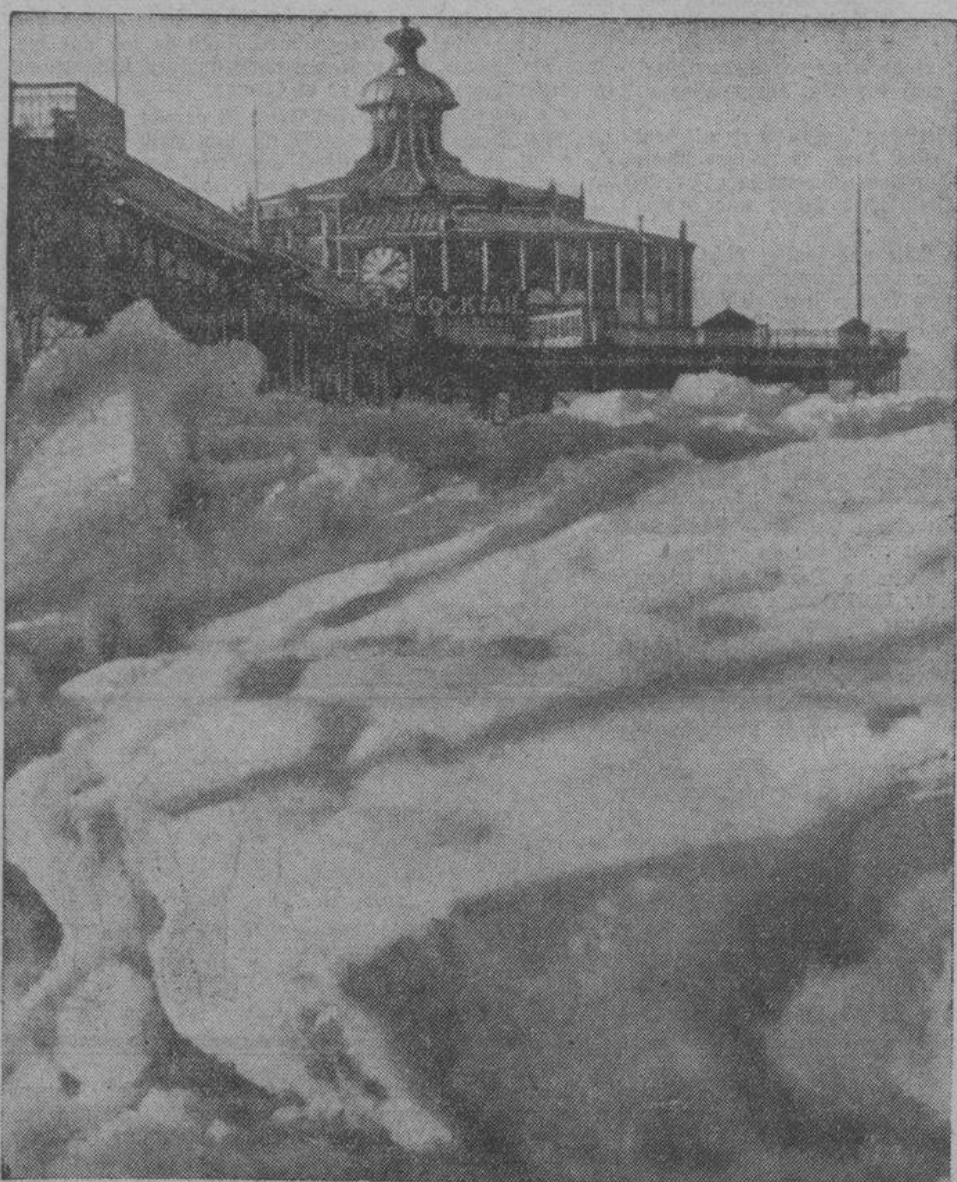
Bei diesen beiden Alten befanden sich aber noch zwei Menschenkinder, ein Knabe von etwa neun Jahren und ein elfjähriges Mädchen. Und diese beiden waren die Zeugen für den Bildstock von Ypern. Als unsere Truppen in jenen unvergessenen Apriltagen von 1915 die deutsche Linie vortrugen und die Franz- und Engländer aus den Kellern und Gewölben der eroberten Dörfer haufenweise zusammentrieben, vermochte der Gegner seine hintere Linie nur durch verschwenderische Einsetzung seiner gesamten artilleristischen Kräfte zu halten; und möglicherweise hätte sein Granathagel den deutschen Ansturm auch noch nicht zum Stehen gebracht, wenn nicht die Sümpfe und Moräste sich uns so zäh und niederträchtig in den Weg geworfen hätten. Eine Wirkung indes hatte das Granatfeuer des Feindes — es legte die Dörfer, die das Unglück hatten in der Nähe zu liegen, in Schutt und Asche; von den Ortschaften blieben durch diese Schandlosigkeit nur noch Trümmerhaufen.

Diesem rücksichtslosen Verfahren fiel auch das Dorf Ypern zum Opfer. Als unsere Stürmer das eingestürzte oder brennende Dorf in ihre Hand bekamen und darüber hinaus vorstießen, da fanden sie unter einem umgestürzten, riesigen Bildstock jene beiden Kinder. Zwei vergessene Kinder. Halb verhungert und halb wahnsinnig vor unsäglichem Grauen. Instinktiv oder aus irgendeinem geheimnisvollen Grunde — wer will das ermes sen! — hatten die Verlassenen hinter dem Kreuz ihr Schutz gesucht. Und die französische Granate, die den Fuß des Bildstockes zerbrach, — vor den beiden jungen Menschenleben hatte sie Achtung: den Kindern wurde kein Haar gekrümmt. In dem Granatloch und unter dem umgestürzten Kreuz fanden sie Zuflucht. Bis die deutschen „Barbaren“ sie entdeckten . . .

Welches Grauen sie durchlitten hatten, welche entsetzlichen Schreden sie erlebt, sie erlebten nur und schüttelten stumm die Köpfe. Vergeblich war dann alle Anteilnahme wie jeder Versuch, sie darüber auszufragen. Sie, die sonst zutraulich und munter waren, verstummten augenblicklich, wurden bleich und begannen zu zittern. Nie gelang es einem, sich in ihre kindliche Seele hineinzutasten . . .

Unsere Feldgrauen nahmen sich der beiden armen Verlassenen an und brachten sie aus der Zone des Todes und Verderbens in die der Ruhe und des Friedens, die ihre lebendige Mauer sicherte. So kamen die Zeugen des Kreuzes von Ypern nach Houthoult und uns zu Gesicht. Das Kreuz aber richteten die Sieger wieder auf, bis — — —

Nun steht es in einem Wäldchen in einer kleinen Kapelle, umgeben von Soldatengräbern, die vom großen, schrecklichen, erhabenen Kriege und vom ewigen Frieden reden . . . und die Bewohner betreten sich vor ihm, wie die deutschen Soldaten katholischen Glaubensbekenntnisses es taten.



„Polarlandschaft“ an der Nordseeküste

Jeweilige Eisschollen hatten sich in der letzten Frostperiode an der Küste bei Scheveningen ange türmt und den Strand in eine Eiswüste verwandelt.

sich, wie sie das Dorf leer fanden, sie stockerten mit den Säbeln im festgetretenen Lehmbo den der Häuser und Ställe, um nach vergrabenen Gold zu spüren, suchten nach in den Rauchsängen und fanden auch hier und da ein Stück Schweinegut, das die Leute in der Angst vergessen hatten; zwischen Dach und Mauer krochen sie auf dem Bauch, um Koftbarkeiten zu finden; einer packte das Werkzeug des Schmiedes auf sein Pferd, um es in der Stadt zu verkaufen. Aus Mut legten sie Feuer an die Häuser, verunreinigten die Brunnen, zerstampften mit den Pferden die Hausgärten, wo noch Brautlohl stand, und hieben mit den Fällsägen in die entlaubten Zweige der Apfelbäume. Bald schlug überall die Flamme in die Höhe. Ein Reiter hatte im Hause des Schmiedes auf dem Boden gesucht, hatte den Kasten geöffnet und die Leinwand des Dienstmädchens herausgezerrt, als die Flammen die dünnen Schindeln ergrieffen; erschreckt wollte er durch die Luke zurückziehen, verwickelte sich mit den Sporen in der Leinwand, rollte durch die Luke an der Leiter vorbei und fiel auf den Boden; die anderen fanden ihn, wie er beide Beine gebrochen hatte. Die Reiter waren auf der Flucht vor den Schweden, sie konnten ihn nicht mitnehmen. „Steht das Aas ab, daß ihn die Bauern nicht martern!“ schrie der Unteroffizier; aber seine Kameraden konnten es nicht übers Herz bringen, ihn zu ermorden; sie trugen den Großvaterstuhl mit den verdeckten Büchern auf den Mist hinaus, setzten den Verwundeten hinein, und sprengten davon, sein Pferd mit sich führend.

Die im Walde irrende Dienstmagd hörte verworrenes Geräusch von Menschen und Vieh; halb unbewußt fühlte sie sich zu dem Versteckplatz gezogen, da sah sie die Leute aus dem Dorf gelagert, das Vieh an den Bäumen fest gebunden und vor Hunger schreiend, die Menschen betend oder stumpf vor sich hinstarrend. Der Schmied mit seinen Kindern sah nicht weit von ihr, die hinter den Bäumen versteckt war; das jüngste weinte kläglich. Sie kam schnell heran, nahm das Kind auf den Arm und wiegte es; das Kind wurde ruhig und griff ihr in die Augen. „Es ist gut, daß da kamst“, sagte der Schmied, „unseren kann die Kinder nicht schmeißen.“ Sie borgte sich ein Töpfchen, melkte eine Kuh und gab den Kindern zu trinken. Der ausgehungerte Späher kam zurück und meldete, daß die Reiter fortgezogen seien. Die Leute banden ihr Vieh los, die Hunde sprangen um die Tiere herum, die Kühe



Rauhreif im Tannenwald

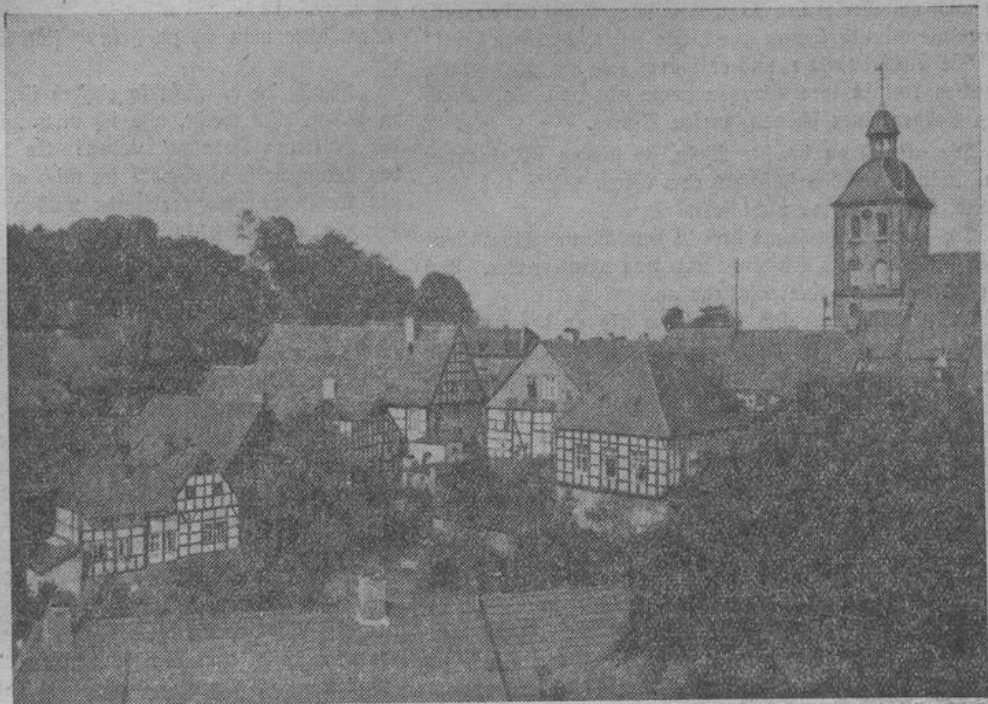
Aus Zeit und Leben.

Die Burg- und Bergstadt Tecklenburg.

Im nördlichen Teil des Teutoburgerwaldes liegt es, das reizende Städtchen, dessen geschichtliche Bedeutung mit seiner Anmut wetteifert. Wer das Tecklenburg nicht gesehen hat, kann sich keinen rechten Begriff machen von seiner bezaubernden Schönheit, wie man sie im sonst so herben Münsterland garnicht findet. Verwaltung und Bürger haben alles getan, die Stadt in ihrer reizvollen Eigenart zu erhalten. 1000 Meter abwärts, unten am Bergesabhang, geht das friedliche Bächchen in respektvoller Entfernung vorbei. Es will die Ruhe und die Beschaulichkeit dort oben nicht stören. Ein sanft und stetig ansteigender Weg führt vom Bahnhof mitten in den Ort hinein und der Besucher, der schon von weither nach den Schönheiten Ausschau gehalten hat, ist erstaunt über das Bild, das ihn hier erwartet. Je weiter er in das Städtchen hineingeht, umso mehr wird er gefangen von all dem, was sich hier offenbart. Er ruht nicht, bis er alles gesehen hat und bis er weiß, wann und wie diese Stadt entstand und welche Geschichte sie sah.

„Tiffeneburg“, so heißt der Ort, als er uns das erste Mal in den Urkunden begegnet, kann auf ein stolzes Al-

te holt eng verbunden. Man sieht sie im Gefolge Kaiser Friedrichs I. um 1188 beim Kreuzzuge; sie kämpften auf Seiten Ottos gegen seinen Staufer Nebenbuhler Philipp; sie teilten Leid und Kummer mit Kaiser Otto IV. Später allerdings kamen sie in Gegnerschaft zum Kaiser, als Graf Friedrich von Hensburg-Altena zu Schwelm im Jahre 1225 den Kölner Erzbischof Engelbert ermordet hatte. Der vom Papste gebannte und vom Kaiser geächtete Hensburger irrte heimatlos umher und fand Unterschlupf bei dem Grafen Otto von Tecklenburg. Trotzdem wurde der Mörder gefangen und zu Tode gerädert; der Tecklenburger wurde mit dem Bannstrahl belegt und seiner Lehen für verlustig erklärt. Es entstanden heftige Kämpfe um die Grafschaft Tecklenburg und es war nur glücklichen Umständen zu verdanken, daß Graf Otto mit einem blauen Auge davonkam. Mit seinem Tode starb die männliche Linie der „Egbertiner“ Grafen von Tecklenburg aus; es traten nun die Bentheimer Grafen in die Tecklenburger Linie ein. Nach 50 Jahren (1328) erlosch auch diese begabte Linie und wurde abgelöst durch



Oberstadt und Kirche

ter von über 1100 Jahren zurückbliden. Ueber den Namen besteht keine völlige Klarheit. Man vermutet, daß das alte Wort tiefe — Pferd mit dem Namen zusammenhängt und vor der Gründung der „Tiffeneburg“ die Hochflächen ausgedehnte Pferdewiesen gewesen seien. Aber es handelt sich hier nur um eine Vermutung, die wenig zwingend erscheint.

Wie Karl der Große die Bistümer Paderborn und Osnabrück ins Leben rief und als der Gründer vieler niederländischer Orte angesehen werden muß, so ist auch die Bedeutung Tecklenburgs auf ihn zurückzuführen. Als er die Bistümer Münster und Osnabrück errichtet hatte, um die widerspenstigen „Eingeborenen“ dem Christentum zuzuführen, war er gezwungen, auch für die Sicherheit der Missionare besorgt zu sein. Er ernannte den zwischen beiden Bistümern wohnenden Herrn des Kastells Tecklenburg zum Grafen und Schirmvogt. Diese Ernennung brachte dem Geschlecht neben ihrer Schutzpflicht auch erhebliche Vorteile, vor allem das Recht auf städtische Einkünfte aus den beiden Bistümern und darüber hinaus einen starken Einfluß auf alle Vorgänge des öffentlichen Lebens. So wurde diese Ernennung der Grundstein für den Aufstieg des burgherrlichen Geschlechtes und der Anfang einer Entwicklung, die zu einer größeren Ansehen führen mußte. Schon um 1100 geht die Bedeutung der Grafen von Tecklenburg weit über die Bedeutung der Nachbargeschlechter hinaus. Aus dem kaiserlichen Amt hatte sich eine erbliche Gewalt entwickelt. Mit den deutschen Kaisern waren die Grafen von Tecklenburg wieder-



Burgtor

die Linie der Schweriner, die sich durch Rücksichtslosigkeit und mehr noch durch Gewissenlosigkeit auszeichneten; nicht weniger als 4 Grafen dieses Geschlechtes erhoben sich gegen ihre Väter und nahmen ihnen Besitz und Leben. In diesen 200 Jahren, in denen 7 Generationen regierten, verfiel aber auch die Grafschaft immer mehr; die Herrschaften Bevergern, Riesenbeck, Grafschaft, Hörstel, Hopfen und Dreierwalde gingen an den Bischof von Münster verloren. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts endlich kam die Linie Tecklenburg-Steinfurt-Bentheim zur Herrschaft und blieb fast ein und ein halbes Jahrhundert am Ruder. Der bekannteste von ihnen war Graf Arnold, der von 1580—1606 regierte und der Reformation einen mächtigen Antrieb in seinen Gebieten verlieh. Es war derselbe Graf, der uns bei der Schilderung Burgtheaters begegnete und die „Hohe Schule“ als geistiges Bollwerk der Reformation und als Gegenwicht gegen die Jesuiten in Münster ins Leben rief. Trotz seines fränkischen Zustandes übte er regen Einfluß auf das Geistesleben der von ihm beherrschten Gebiete aus. 1707 ging Tecklenburg gegen 300 000 Taler an Preußen über, das seine Herrschaft fest und endgültig begründete.

Diese große Verbundenheit mit der deutschen Geschichte, von der die Tecklenburger ja nur ein Teil war, weht heute noch durch die Straßen der alten Stadt. Die alte Burg ist leider nicht mehr erhalten. Lediglich aus einer Beschreibung des Pastors Rumpius (1672) können wir uns noch ein ungefähres Bild von dem mächtigen Bau machen. Man erzählt sich, daß einen Teil der Schuld an dem Verfall des alten Kulturwerkes Friedrich der Große trage, der viel Geld für seine Kriege brauchte und im Frieden besonders der Bodenverbesserung und Städteentwicklung sein Interesse widmete. Für andere Aufgaben hatte er das Geld nicht so sehr frei. Auf einer Dienstreise soll er von weitem die Burg erblickt haben, die soviel Mittel zu ihrer Erhaltung erforderte. „Ist das der Kasten, der alljährlich soviel Geld verschlingt?“ habe er ausgerufen, „Von jetzt ab wird dafür nichts mehr bezahlt!“ In die noch brauchbaren Gebäude legte man eine Irrenanstalt, die aber glücklicherweise nicht recht zur Entwicklung kam und insgesamt nur drei Patienten gesehen hat. Erhalten ist noch ein Torgewölbe, dessen Ausmaße und Charakter uns allerdings ahnen lassen, zu welchem herrlichem Bau es geführt haben muß. Der äußere Burghof ist heute mit viel Geschick zu einem Freilichttheater umgewandelt, das mehr als 3000 Sitzplätze faßt und jedem Freund der Heimat- und Freilichtbühnen in Westdeutschland bekannt ist. Dahinter liegt der innere Burghof, der nach den noch vorhandenen Schilderungen seinesgleichen in Nordwestdeutschland kaum gefunden haben dürfte. Oben auf dem Torgewölbe ist das Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkrieges errichtet, das den Beschauer tief beeindruckt.

In der Nähe der alten Burgreste finden wir den Wierturm, der dem Andenken eines kühnen Mannes

Haus Marck

gewidmet ist. Dr. Bierus war einer der ersten, der sich den unseligen Hexenprozessen entgegenstellte und, wenn ihm auch der Erfolg zu seinen Lebzeiten versagt blieb, so doch in Hochherzigkeit der Gefinnung und in seinem Mute mit dem bekannten Jesuiten von Spee wetteifern kann. Leider ist sein Grab, das früher in der evangelischen Pfarrkirche gelegen war, verschollen. Nicht vergessen aber wird sein Andenken, das von den Tecklenburgern mit Recht in Ehren gehalten wird.

Wir verlassen wieder den Schloßhof und gehen zur Stadt zurück. Auf der Hauptstraße führt uns der Weg an einem steilen Abhang vorbei, von dem aus wir auf die Häuser der Unterstadt herabschauen können. Das sind die Häuser, die an der Stelle der alten Burgmannshöfe stehen, die sich früher an die alte Burg anlehnten und als Anfang der Stadt Tecklenburg zu werten sind. In der Unterstadt befindet sich auch das neuere katholische Kirchlein, das Gotteshaus der sieben katholischen Familien des sonst ganz evangelischen Tecklenburg. Wir bleiben oben. Die Straße führt unter einem Hause her, das heute von einer Familie bewohnt ist, früher aber die „Legge“ war, in dem die Erzeugnisse der Tecklenburger Haus-Leinenindustrie vor dem Verkauf streng geprüft und gestempelt wurden. Durch diese strenge Kontrolle hatte seinerzeit das Tecklenburger Leinen Weltruf erhalten.

Der Markt, zu dem wir nun gelangen, erfreut uns durch seine reizenden Fachwerkhäuser, von denen



wo wir noch die nischenartigen Vertiefungen sehen, in die das Blut der Opfer hineingelegt wurde, bis der Sieg des Christentums diesem grausigen Kult ein Ende machte. Man machte aus der Opferstätte einen Hort der Marienverehrung. In die größere Nische stellte man ein Bild der heiligsten Jungfrau, in die kleinere eine geweihte Lampe. Hier suchten die Gläubigen Trost in ihren Anliegen, hier weiheten sich fromme Ritter der Himmelskönigin vor ihren Fahrten ins feindliche Land.

Auch die alte Wasserburg Haus Marck verdient einen Besuch; sie ist eine der schönsten Wasserburgen des östlichen Münsterlandes. Seit 300 Jahren ist das Besitztum mit einer kurzen Unterbrechung Eigentum der Adelsfamilie von Diepenbrock-Grüter. Ein Jahr lang hatte es der reiche Danziger Labrun in seinem Besitz, der es gekauft hatte, weil es die ihm befreundete Familie von Diepenbrock nicht halten konnte. Seine Freundschaft zu der Familie ging so weit, daß er vor seinem plötzlichen Tode sein Vermögen der Familie von Diepenbrock-Grüter testamentarisch vermacht hatte, die so ihren Stammsitz zurückzuerobern konnte. Bekannt ist Haus Marck noch dadurch, daß einer der größten evangelischen Deutschen der Neuzeit, Friedrich von Bodelschwingh, der später die Betheler Anstalten bei Bielefeld gründete, hier im Jahre 1831 das Licht der Welt erblickte. Noch ein anderer bedeutender Deutscher übrigens erblickte in Tecklenburg das Licht der Welt: Fr. A. Krummacker, der bekannte Dichter sinnvoller Parabeln und wertvoller



Blick auf die Unterstadt

das eine noch anziehender ist als das andere. Gerade diese schönen Bürgerhäuser machen die Stadt so charakteristisch. Dazwischen Grün, Winkel, Treppen, Brunnen und fesselnde Ausblicke auf das majestätisch ruhige daliegende Münsterland oder auf die bewaldeten Berge im Norden und Osten. Ueber alles wacht der Bau der evangelischen Stadtkirche, deren Geburtsjahr auf 1600 zu bemessen ist.

Es lohnt, noch einige kleine Absteiger zu machen. Wir gehen zum Heidentempel, einer altheidnischen Opferstätte,

Kirchenlieder. Seine bekannteste Arbeit ist die Parabel „Die Cedern auf dem Libanon“.

Ich möchte glauben, daß diese Zeilen genügen, uns ein Bild von der Eigenart der Schönheit und der Geschichte Tecklenburgs zu vermitteln. In den Geist dieses Städtchens werden wir am besten geleitet durch einen Besuch dortselbst. Lassen wir, aber nicht im Kraftwagentempo, sondern in beschaulicher Ruhe alles auf uns einwirken: Wir nehmen tiefe Eindrücke mit und werden noch lang von ihnen zehren.

Dr. Woller.



Fachwerkhäuser

DIE BLINDE

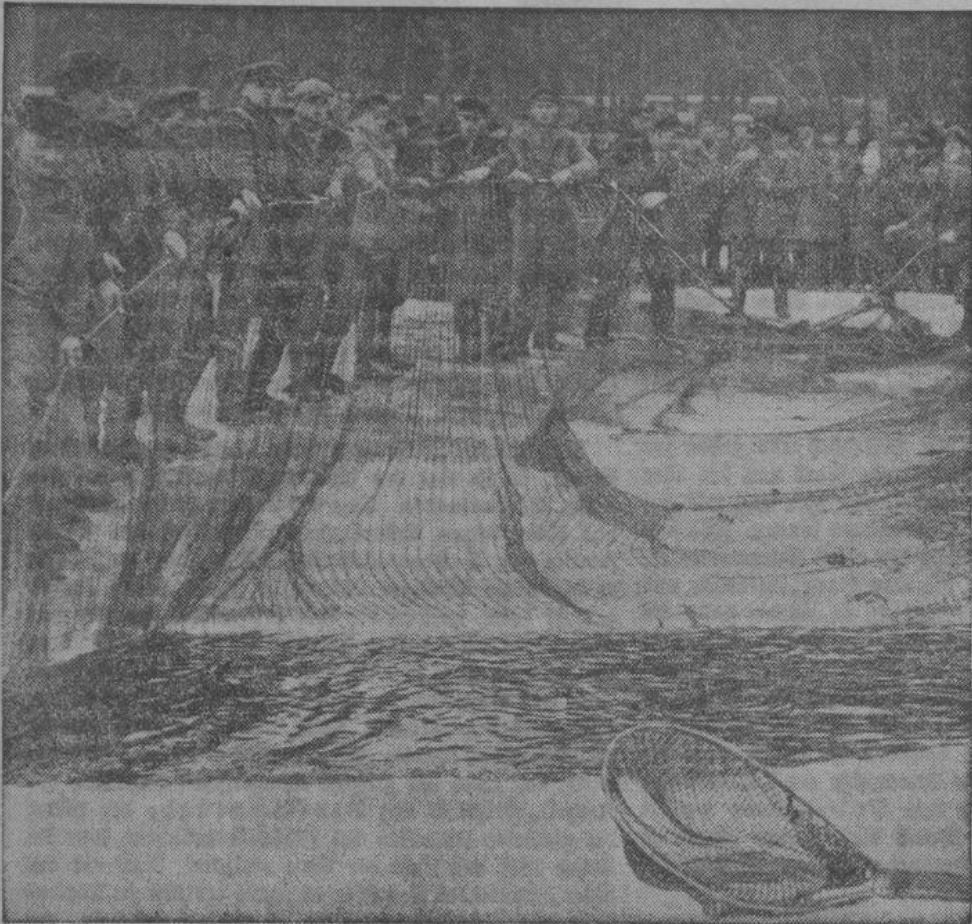
NOVELLE VON LUDWIG BAETE

I.

Der Herbst kam früh. Wolfgang Amadeus Mozart hatte noch vor wenigen Tagen seine Frau in Baden besucht, die nach der Geburt des kleinen Franz Xaver im Juli nicht so recht zu Kräften kommen wollte. Aber das war es wohl nicht allein, was sie immer wieder in den munteren Ort trieb, sie war halt eine Weberische und liebte das Leben. Ihm ging es gewiß nicht anders, aber seitdem ihn vor einigen Monaten das hitzige Frieselfieber angefallen, von dem er sich nur mühsam erholt, war sein sonst so heller Aspekt doch ein wenig getrübt, und er mattede sich oft mehr ab, als ihm dienlich war. Zudem fehlte es in dem neuen Logement an der Rautensteingasse doch an mancherlei Kommodität, man mußte sparen, um die vielen Schulden endlich einmal abtragen zu können. Im Frühjahr hatte er sich sogar an den Wiener Magistrat gewandt, um dem Kapellmeister Leopold Hofmann an St. Stephan adjungiert zu werden. Es war auch gelungen, wenn er

Was gäbe er darum, wenn er ihm noch einmal die Hand oder lieber noch das Nasenpfeifen küssen dürfte! Aber das war nun vorbei, und die Jugend war hinter ihm gefallen wie ein Theatervorhang.

Er schritt kräftig aus, von der frischen Luft angepöbelt. Eigentlich war es ein merkwürdiger Weg, den er tat. Da war in der vergangenen Woche eine alte Frau bei ihm eingetreten, die ihn nach mancherlei Entschuldigungen gebeten hatte, ihre Nichte einmal aufzusuchen, mit der es eine sonderliche Bewandnis habe. Sie sei blind, dabei aber eine große Künstlerin, die schon oft auch vor höchsten Herrschaften aufgetreten sei. Auf seine Frage, ob sie denn singe oder sich auf dem Fortepiano betätige, hatte er zur Antwort erhalten, daß sie die Glas-harmonika spiele, gut leben könne und gern ein Konzert bei ihm bestellen möchte. Er war bald einverstanden gewesen, sie zu besuchen, wobei dann das zu erwartende Präsent keineswegs mitsprach, wohl aber das seltene Gesicht, das ihn schon im Voraus rührte.



Fischfang auf dem Eise

Wenn die Seen zugefroren sind, lohnt oft ein einziger Fischzug, der unter der stellenweise geöffneten Eindecke hindurchführt, mehr als die Fischerei im Sommer. So wird die Eisfischerei in manchen Orten zu einem Fest für die ganze Bevölkerung.

vorab freilich auch keinen Gehalt dafür bekam. Doch bot sich wenigstens die Aussicht, einmal sein Amt fortzuführen zu können. Der Haushalt kostete viel, Constanze mußte mit dem Geld ebenso gut fertig zu werden wie er selbst. Eine ganze Zeitlang hatte er Tanzmusik auf Bestellung komponiert, Deutsche und Ländler, Menuetts und Contretänze, wie es der Karneval so verlangte. Dann war das Klavierkonzert in h-dur dazu gekommen, ein Streichquintett und das Ave verum corpus, bei dessen Abfassung es ihn selbst am meisten gequält, ohne daß er sich Rechenschaft darüber hätte geben können. Und zum Schluß hatten die böhmischen Stände für die Krönung Leopolds II. in Prag eine Oper bei ihm bestellt, bei der ihn die zweihundert Dukaten Honorar mehr als die Aufgabe gelockt hatten. Es eilte sehr, und so hatte er die Komposition der Sesto-Regitativ dem erst fünfundsiebenzigjährigen Freunde Süßmayr überlassen, den er vor kurzem bei Schloßmader kennen und rasch auch lieben gelernt hatte.

Aber das war es alles nicht, was ihn bedrückte. Vor einiger Zeit war ihm ein Brief ohne Unterschrift von einem großen, hageren Manne übergeben worden, in dem er gefragt wurde, ob er die Komposition einer Seelenmesse übernehmen wolle, zu welcher Zeit sie fertig sein könne. Er hatte seiner Frau sogleich davon erzählt, und sie hatte nichts Verwunderliches darin finden können und ihm geraten, den Auftrag anzunehmen. Ihm aber war das eigentümliche Erlebnis gewaltig nahe gegangen, und er war das Gefühl nicht losgeworden, daß er hier sein letztes Werk und seinen eigenen Grabgesang schreibe. Das hatte sich noch verstärkt, als er Mitte August in den Wagen gestiegen war, um zur Einstudierung seiner Oper nach Prag zu fahren. Da war der seltsame Fremde wieder gekommen, hatte Constanze am Kopf gepupst und leise, fast flüsternd, gefragt: „Wie wird es nun mit dem Requiem aussehen?“ Er hatte sich entschuldigt und auf Prag verwiesen, wo man ihn dringend gebrauche. Sogleich nach seiner Heimkunft wurde das Werk in Angriff genommen. Damit schien denn der unheimliche Gast zufrieden zu sein, und er hatte sich ganz den Proben zu seiner „Memento di Tito“ hingeben können, die trotzdem keineswegs ein Erfolg genannt werden konnte. Als er sich nach einigen Tagen verabschiedete, war er so müde und hinfällig gewesen, daß ihm die Tränen in die Augen getreten waren, obgleich zu seiner Verwunderung nach jeder Arie ein erschreckliches Getöse mit Klatschen angehoben hatte und das Theater gestroht voll gewesen war. Aber es war gewiß nicht recht, sich den schönen Tag mit solchen malkontenten Einfällen zu verderben! Die Sonne lag auf den Aedern hinter der Wien, nicht unter Schitaneckers kleinem Theater, aus den Gärten wehte der Rauch von Kesseln und Verbrenen, und die Trauben hingen blau an ihren Stöcken. Hin und wieder sang sogar noch ein Vogel. Aber man merkte es ihm an, daß es ihm nicht so recht Ernst dabei war, er mochte mehr an die nahe Reise als an die fast noch sommerliche Zeit denken, und sein Herr Canari im Zimmer machte es gewiß nicht weniger schlecht.

Er mußte lachen, wenn er an den kleinen Burfchen dachte. Der flog auf seine Hand, pickte ihm den Zuder von den Fingern und biß ihn auch wohl fürwichtig in die vorgestreckte Zunge, wenn er ihn zu arg neckte. Von Kindesbeinen an hatte er Vögel im Zimmer gehabt, und der Vater hatte sich mit ihm gefreut. Ah, der allerliebste Papa, der von ihm gegangen, ehe er seine großen und mit allem Applaus ausgeführten Werke gehört hatte!

Die Gasse lag links um die Kirche, die sich mit grünem Barockputz und lustig mehelnden, faltenreichen Heiligen zu den Sonne legte, die sich hier ganz entfalten konnte. Ruben ließen abgefallene Platanenblätter auf dem kleinen Brunnen schwimmen, in dem Winkel zum Pfarrhaus hin hielt eine alte Maronibräuterin ihre dampfenden, aufgespaltenen Früchte feil, und die weißen Fenster blinzelten schüchtern mit ihren blau gestrichenen Läden durch die breiten Schatten der hohen Bäume.

Er fand das Haus bald. Die alte Frau öffnete und bat ihn in das auf den Garten laufende Zimmer. Aus der Ecke hob sich ein noch ganz junges Mädchen, dem man sein schweres Leiden keineswegs ansah und ging ihm, sich ein wenig auf den blauen Kuchentisch stützend, leicht und zierlich entgegen. Die Braunen, schon ein wenig ins Schwarze spielenden Augen leuchteten aus einem sehr weißen, schmalen Gesicht traurig und still, gewannen aber sogleich Leben, als er sich gewaltig an der ihn ankündigenden Bedrückung riß und sie beide mit einem Scherz über die Schwere der ersten Minuten hinwegzubringen

Spuren im Neuschnee



Die „Fußschrift“ des Tieres; links: Fährte eines Fuchses; rechts: Spuren von Hasen.

suchte. Sie griff nach seiner Hand. Er führte sie leise an ihren Platz zurück und ließ sich dann in einem Sessel neben ihr nieder. Im selben Augenblick schlug ein Karienvogel, den er noch gar nicht bemerkt hatte, einen so hellen, fast wie eine Fontäne aufschäumenden Triller an, daß er erschrocken zurückfuhr.

„Mein kleiner Freund hat den Herrn gewiß bange gemacht!“ sagte sie zärtlich, ihm zuneigend.

„Mein Canari ist freilich sanfter“, entgegnete er lachend, „der singt nur, wenn man ihn schön bittet und wird jeden Tag bequemer wie ein Domkapellmeister. Der macht schon lange keinen Orgel mehr!“

„Mir ist es lieb, daß er so vergnügt ist, und ich bitte nochmals um Verzeihung, wenn er inkommod gewor-

den ist!“ Die verschatteten Augen bogen sich suchend zu ihm herüber.

„Aber wo denn!“ erwiderte er, „gemma! Da müßte man ein schlechter Musiker sein, wenn man an so einem Tier nicht seine rechte Freude und Augenweide hätte! Das ist wie ein Stücklein Sonne, das einem ins Fenster fliegt und das ganze Zimmer hell macht!“

Unwillig schlug er sich mit der spitzenbelegten Hand auf den Mund: Das hätte er hier nicht sagen dürfen!

Sie ging darüber hinweg und dankte ihm für sein Kommen, das ihm gewiß bei seiner vielen Arbeit nicht leicht geworden sei. „Eigentlich hätte ich Sie aufsuchen müssen, aber Sie wissen, weswegen es mir Mühe macht!“

Er wehrte mit beiden Händen ab: „Kunst hält zu Kunst, und wenn ich der Demoiselle gefällig sein kann, so sage sie es ungeschont!“

„Meine Bitte ist gewiß unbefehden!“ antwortete sie befangen; die spitzen Finger aufeinanderfaltend. „Ich will mich auch kurz fassen!“

Sie richtete sich ein wenig im Stuhl auf: „Die Frau Tante hat wohl schon berichtet, daß ich auf der Glas-harmonika spiele und mir auf Konzertreisen mein Brot zu verdienen trachte. Da hätte ich denn gern eine Musik von dem Herrn Kapellmeister und weiß, wie die Leute sich freuen würden, wenn der Name des Herrn Mozart auf dem Zettel stünde.“

Ich komme weit herum bis ganz oben ins Reich, habe in Hamburg und Berlin gespielt und überall freudige Herzen gefunden, wenn ich von dem Meister sprach, dessen Name aufgeht wie ein Stern und alles überseht, was vorher gewesen ist. Seien Sie nicht böse, wenn ich das so sage, ich spreche nur aus, was viele mit mir fühlen!“

„Ich bin schon froh, wenn man nicht mehr so trüb scheint wie sonst!“ erwiderte Mozart ernst. „Man schreibt doch nicht nur für Geisterinnen und Fleischhauer, die einem gleich alles nachpfeifen. Irgendwo müßt man halt sehen, daß es den Menschen tiefer packt, ihn hebt, vielleicht sogar besser! Gern schreibe ich Ihnen übrigens ein kleines Konzert. Sie müssen mir nur Zeit geben, da mich mancherlei bedrängt, was seine Ruhe haben will. Aber die Stunde kommt schon, Sie sollen zufrieden sein!“

Sie nickte dankbar, und er spürte, wie ein ganz feines, dunkles Rot in ihre Wangen rann, als sie Saft durch das Geäder einer schönen, zarten Blume.

Die alte Frau brachte Wein, sie stießen miteinander an. Ein Tröpfchen schüttete aus ihrem Glase auf seine Hand. Er wuschte es nicht fort.

Die Nachmittagssonne kam in dem Raum. Eine Biene fließ summend ans Oberlicht und flog dann weiter. Auf dem Flur schlug eine Stoduhr an.

Er verabschiedete sich bald, und als er draußen den Degen umband, kam er sich fast vor wie ein Offizier, der für eine edle Aufgabe ins Feld zieht. Und doch wollte sich sein Soldatenlied aus dem „Figaro“, das ihm immer auf die Lippen kam, wenn er die ihm von der Freimaurerei her aller Spielerei entlebete Waffe anlegte, nicht spülen, und es packte ja schließlich auch sonst nicht zum Symbol. Einigermassen verwirrt und mit sich unzufrieden bog er in die belebtere Hauptstraße ein.

Er hatte eigentlich vorgehabt, gleich nach Hause zu gehen und sich manches, was ihm seit Wochen auf dem Herzen lag, mit ausgeruhten Sinnen von der Seele zu schreiben. Doch kam er vorerst nicht dazu, da ihn unterwegs der junge Süßmayr ansprach, den er lange nicht mehr gesehen hatte. Im Grunde war es ihm auch lieb, da er sich nach diesem Nachmittag doch nicht so schnell zurückfinden. So lehrte man denn in der „Silbernen Schlange“ an der Rätnerstraße ein, wo man ein gutes Bier auslieferte, an das er sich in der letzten Zeit ein wenig gewöhnt hatte. Zu einer rechten Schwül war es freilich noch nie gekommen, und er pflegte, an mancherlei Münchener Erinnerungen zurückdenkend, zu sagen, daß man durch Schaden wichtig würde. Doch kannte er den Hausmeister gut, da er ihm oft bei größeren Festlichkeiten zu Hause als Primus aushalf. Er besorgte ihm auch zu jedem Winter das Holz und sah gutmütig darüber hinweg, wenn das Geld auch oft erst nach Weihnachten eintraf. Im Estrazimmer, in dem sonst nur die Schauspieler und Sänger zu verkehren pflegten, war es heute leer. Mozart setzte sich an den kleinen, weißgeputzten Tisch und bestellte für sich und seinen Begleiter nach böhmischer Art zubereitetes Bier. Joseph Deiner, der ihm eine leichte Bedrückung bald ansah, fragte mittelst:



Winterlicher Markt

„Es ist nichts“, wandte sich Mozart an den bekümmert dreinschauenden Freund. „Mir macht mein Werk nur einige Sorge, und oft meine ich es nicht mehr ausführen zu können. Aber man hat manchmal so seine melancholischen Anfälle, und wir wollen das Bier nicht gleich darüber werden lassen!“

Sie stießen an. „Mit dem Introitus bin ich fertig“, fuhr er fort, „und ich glaube, es ist gut geworden!“

„Könnte man da zweifeln?“ fiel Süßmayr beschieden ein.

„Gewiß, da es nicht so einfach ist, in neuen Schuhen zu gehen. Du weißt, wie ich mich immer gemüht habe, der Italiener Herr zu werden! In der Oper mag mir das gelingen sein, obwohl ich mich auch da lange genug als Anfänger habe traktieren müssen. Ob das aber in der geistlichen Musik so ist, vermag ich nicht zu entscheiden.“

„Ich glaube ja sagen zu dürfen!“ lächelte der Freund, „obwohl ich das Werk noch gar nicht kenne! Aber ich muß da an einen Vorfall denken, den Du selbst erzähltest.“

Er gebrauchte die vertrauliche Anrede noch schwer, obwohl der Meister ihm das Du schon lange aus vollem Herzen angeboten hatte.

„Du sprichst von dem Kantor Doles in Leipzig, der Dir eines Tages die Messe eines Mannes brachte, der in der königlichen Oper erzielte und dabei als Kirchenkomponist angestellt war. Ihr sanget sie wie einen Blüherunter, wie man das mit italienischen Stücken ja leicht vermag, und der Kantor lagte mit Dir um die Wette, obwohl es, wie Du selbst zugabst, gar keine läbliche Arbeit war. Nun aber meine ich, daß, wer über einen Stil lachen kann, ihn auch schon überwunden hat!“

„Es geschah noch mehr an dem Abend“, fuhr Mozart, von Süßmayrs Bemerkung doch angesprochen, fort: „Einer der Gäste hielt es für einen unerlässlichen Schaden, daß so viele große Musiker, besonders der vorigen Zeit, ihre Kräfte auf meistens nicht nur unfruchtbare, sondern auch geisttöbende kirchliche Dinge wenden mußten. Das war mir denn doch zuviel, und ich rief ihm zu: Bei euch aufgeklärten Protestanten kann etwas Wahres darin sein, das weiß ich nicht. Aber bei uns ist das ganz anders. Ihr fühlt gar nicht, was das will: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem. Aber wenn man von frühester Kindheit an wie ich in das Heiligtum unserer Religion eingeführt ist, in voller Ehrbrunst des Herzens seinen Gottesdienst abwartete und erhob daraus weggang, dann ist's anders.“

Sieh, aus diesem Boden soll das Requiem wachsen, und ich habe soviel von meinem Blute dazu getan, als ich nur eben zu geben habe.“

Er summt leise den Eingangsschor vor sich hin, das lux perpetua mit den Knöcheln auf der Tischplatte kräftig hervorheben.



„Es ist schließlich auch einerlei, ob hier und da noch ein fremder Tor mit einfließt. Irgendwie reiten wir doch alle aufeinander, der Bach auf seinem Hoval, der Mozart auf dem alten Papa Haydn.“

„und der Süßmayr auf dem jungen Kavaller vor ihm“, neckte der Freund, glücklich in den aufgeräumt gemordenen Ton einfallend. „Wie schön Du Dich heute gemacht hast! Karmesinroter Rock, gestickte Weste mit großen Goldknöpfen, Diamantring der Kaiserin — fast könnte man meinen, Du gingst in Abwesenheit von Frau Constanze eigene und ein wenig abseitige Wege!“

Er suchte den Ton festzuhalten, wußte auch, wieviel Mozart auf sein Neueres gab. Aber es wollte heute nicht gelingen.

(Fortsetzung folgt.)